8
+
9

1962 · FRANKFURTER
STUDENTENZEITUNG
12. JAHRG. OKT. NOV.

DISKUS

D 2442 E Preis 50 Pf, Studenten 20 Pf

Die deutschen Censoren —— —— —— —— —— —— —— —— —— —— —— Dumm- köpfe —— —— —— —— —— —— —— —— —— —— —— —— Heinrich Heine Ideen oder das Buch Le Grand, Kapitel XII (1826)

INTERESSE FÜR DIE JUNGEN LEUTE

„Wir", so sagte einer der Prominenten der westdeutschen Stahlindustrie dem jungen Studentenredakteur, „Wir sind entschieden gegen den SPIEGEL. Die Redakteure des SPIEGEL rühren doch bloß in jeder Sch . . . herum. Die jungen Leute sollten sich lieber an dem Nationalökonomen Röpke orientieren."
Im folgenden soll keineswegs etwa das Schriftstück „Maß und Mitte" diskutiert werden oder andere Gedankenfrüchte Röpkes, den die Frankfurter Allgemeine Zeitung in devoter Verehrung als „geistigen Führer" bezeichnet. Jener ebenso deftige wie klare Prominentenspruch soll nur als Beispiel dienen, auf welch charakteristische Weise die „Orientierung der jungen Leute an den Universitäten" bei den Mächtigen in unserem Lande Interesse findet.

Die Sorge, woran „die jungen Leute" sich orientieren, bewegt auch die Frankfurter Allgemeine Zeitung. So lud sie kürzlich eine Gruppe Frankfurter Studenten hoch zu sich herauf in ihr stattliches Gebäude. Bei Grapefruit und Gin erläuterte ein liebenswürdiger Vertreter dieses Blattes, der von irgendeiner soeben beendeten Weltreise freilich noch ein wenig überreizt war, in lockerem Gespräch die Beweggründe der Einladung. Ohne daß das Wort auf seiten der Gäste fiel, wollte er wissen, warum manche Studenten heute so oft das Adjektiv „faschistisch" verwendeten.
Von der fast vier Stunden dauernden Diskussion wäre gewiß einiges zu berichten. Ihrer Meinung, die FAZ sei — im Vergleich zur New York Times oder zur Neuen Zürcher Zeitung — ein recht unzuverlässiges Blatt, verliehen die Studenten deutlich Ausdruck. Sie konnten davon durch die Argumente des einladenden Redakteurs ebensowenig abgebracht werden wie durch den Inhalt der prachtvollen Werbedrucke, in denen die FAZ sich selbst als „Geliebte Zeitung" und als „Weltblatt" feiert.
Wichtiger erscheint in diesem Zusammenhang, daß der Redakteur die Gretchenfrage nach dem Adjektiv „faschistisch" just zur gleichen Zeit stellte, als Herausgeber-Patriarch Benno Reifenberg von seinem Thron herabgestiegen war, um dem jungen Kritiker Hans Magnus Enzensberger die FAZ-Seiten mit der — wie die ZEIT schrieb — „melancholischen Strenge eines enttäuschten Pädagogen um die Ohren zu schlagen". Reifenberg hatte dabei Enzensberger, der diese Formulierung überhaupt nicht verwendete, unterschoben, er halte die ganze FAZ für eine „faschistoide Bande".
Nun brauchen sich die „jungen Leute" nicht gar zu sehr darum zu kümmern, warum unsere alten Leute sich sorgen, sie könnten für Faschisten gehalten werden. Mit der Erinnerung an das Finanzgespräch im Düsseldorfer Industrieklub zwischen Hitler, Vögler, Thyssen und Borbet muß diese Generation selbst fertig werden.
Sehr wohl haben sich die „jungen Leute" aber darum zu kümmern, wie sich die alten Leute mit ihnen, insbesondere mit den Studenten und mit der Studentenpresse befassen. Sie weisen es zurück, wenn man sie einzig nach den Kategorien von Macht und Einfluß begutachtet und ihr Bild in der Öffentlichkeit entsprechend manipuliert. Sie haben ein Recht darauf, daß ihre Probleme ernst genommen werden und im Zusammenhang mit jenen gesellschaftlichen Verhältnissen gesehen und öffentlich dargestellt werden, die ihre Generation nicht geschaffen hat, die ihnen jedoch — nicht nur, wenn sie im Ausland diskutieren müssen — manch harte Nuß zu knacken geben.
Daß dieses Recht zum Beispiel der Studentenpresse durchweg widerfährt, davon kann keine Rede sein. In ihrer Wochenendausgabe vom 18. August überschreibt die FAZ eine längere Abhandlung über die Studentenpresse ganz ungeniert: „Wie groß ist der Einfluß der Studentenpresse?" Der Autor registriert darin sehr richtig, daß der Großteil der Studentenpresse eher kritisch als apologetisch ist. Was aber wohl die objektiven Gründe dafür sind, darüber verliert er kein Wort.
Das Argument, es handele sich „bei den Redakteuren vielfach um frisch von der Schulbank gekommene Studenten, die ihrem offenbar noch aus dieser Zeit angestauten Ärger in der neugewonnenen Freiheit zunächst einfach einmal Luft machen wollen", macht zwar die Vorstellungen des Redakteurs von den Verhältnissen an unseren Oberschulen deutlich, wird aber im übrigen auch von ihm selbst nicht ganz ernst genommen. Auch das Gartenlauben-Zitat von weiß der Himmel welchem Denker: „Wer in Blue jeans und offenem Hemd auf seiner Bude hockt, darf, ja soll die Welt anders sehen als der wohlbeschlipste Redakteur eines arrivierten Blattes," wirft wohl kaum Licht auf die gesellschaftliche Bedingtheit und Rolle der kritischen Studentenpresse. Immerhin versuchte es der Rektor einer westdeutschen Universität mit der Deutung, in den Protesten so vieler Studentenzeitungen äußere sich das Fehlen einer wirklichen parlamentarischen Opposition in der Bundesrepublik.
Die Zitaten-Auswahl aus der Vielzahl der erscheinenden Zeitungen, wie sie in jenem Artikel getroffen wurde, tut der kritischen Studentenpresse — die Notwendigkeit pointierender Zuspitzung zugestanden — gewiß unrecht; weit mehr jedenfalls, so will es scheinen, als die Auslese von Zitaten in Enzensbergers Essay der Frankfurter Allgemeinen etwa unrecht tut. Das Empörende an der Auswahl ist jedoch, daß sie eine rationale Analyse von vornherein abwehren und die ganze Diskussion gleichsam auf die Geschmacksebene verlagern hilft. So heißt denn auch der Untertitel der Abhandlung „Schrille Töne finden kaum Wider-

Fortsetzung Seite 2

pardon + simplicissimus Seite 3
Schulen ohne Latein? Seite 5
Zwiesprache mit Karl Marx Seite 6
Partner in Freiheit: Türkei Seite 8
Der Vorwand oder Jean Genet Seite 12
Texte von Fuchs und Maier Seite 13
Kopfjäger & Co. Seite 14

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Erscheint monatlich außer März und September.
Herausgeber: Norbert Ely, Alexander Gockel, Peter Milger, Peter Schafmeister, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Reiner Diederich (Politik), Alexander Gockel (Kulturpolitik), Wolfgang Vogel (Ausland), Karl Riha, Ror Wolf (Feuilleton), Peter H. Schröder (Mitarbeiter).
Verlagsleiter: Hans-Walter Siebert, Redaktionsgeschäftsführer: Klaus Scheunemann, Vertrieb: Siegfried Bartels.
Anzeigenredaktion: Wolf Calebow. Zur Zeit gilt Preisliste Nr. 5a vom 30. November 1961.
Anschrift der Zeitung: 6 Frankfurt am Main, Mertonstraße 26–28, Telefon 77 06 43 188.
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240 964 (Anzeigenredaktion). Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158. Commerzbank Nr. 42 197 (Vertrieb).
Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialien gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS. Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Erlaubnis der Redaktion.
Abonnementsbestellungen zum Preis von DM 6,– jährlich nimmt jedes Postamt entgegen.
Studentenabonnements (3,– DM) bei der Redaktion bestellen.
Druck: Graphische Werkstätte Offenbach, Offenbach am Main, Schäferstraße 12, Telefon 8 15 18.

Kleineuropäer + Revisionisten

General de Gaulles Triumphzug durch die Bundesrepublik ist halb vergessen. Dennoch lohnt es sich, in ein paar Stichworten festzuhalten, was die Flut euphorischer Schlagworte vor anderthalb Monaten fortgeschwemmt hat. Die deutsch-französische Freundschaft, hieß es, sei nunmehr besiegelt, sie garantiere den Frieden in Europa und sei Konrad Adenauers Werk. Naive Begeisterung über das Ende einer jahrhundertelangen „Erbfeindschaft", die nur durch eine größere und gefährlichere absorbiert worden ist – aber vor allem Begeisterung, weil der General in auswendig gelerntem Deutsch vom „großen deutschen Volk" sprach.

Hier war zum ersten Mal wieder das vorübergehend tabuierte deutsche Unter- und Selbstbewußtsein berührt. Der Jubel erinnerte an Sportpalast und Sportplatz und daran, daß das wirtschaftlich-militärische Potential der Bundesrepublik in machtpolitisches umzuschlagen beginnt. Nur die dümmsten Chauvinisten blieben dem Ausländer gegenüber mißtrauisch, fragten sich, was der von uns wolle. Sie übersahen, was sie selbst bekamen: den Glanz der Macht im dürftigen Bonn, die wahrscheinliche Beteiligung an der französischen Atombombe und eine Entente kontinentalen Schützengraben-Denkens gegen die angelsächsischen „Verkäufer und Verräter".

Von daher läßt sich die Völkerverständigung, die bei dem Generalsbesuch und der Frankreichreise Adenauers zum Teil im wörtlichen Sinn vorexerziert wurde, wesentlich nüchterner betrachten. Sie erscheint als Resultat teils bestimmter Interessen, teils historischer Notwendigkeiten. Aus den ehemaligen „Erbfeinden" wurden nicht umsonst „Waffenbrüder" wie eine Zeitung treffend formulierte. Es stellt auch kaum Adenauers oder de Gaulles Verdienst dar, wenn die entscheidenden Grenzen und die ihnen entsprechenden Borniertheiten heute woanders verlaufen. Das Fremdbild der „schmutzigen Franzosen", die sich am deutschen Rhein vergreifen, ist längst durch „den Russen" oder „Ulbrichts Schergen" ersetzt. Vorurteile werden nicht abgebaut, sondern umgepolt. Staatsmännische Leistung?

Von Frankreich aus ist die demonstrative Versöhnung in einem Moment möglich geworden, wo sich Napoleon IV. einem neuen Rheinbund gegenübersieht. In der Bundesrepublik war sie möglich, weil de Gaulle dem Wunschbild des großen starken Mannes genügte, das der listige Großvater Adenauer bisher, wie sich vielleicht zeigen wird, nur stellvertretend ausgefüllt hat. De Gaulle klassischer Redestil bewies, daß Nationalismus in Frankreich noch etwas anderes ist als in Deutschland; dort stammt er aus der gelungenen liberalen Revolution und kann sie nie ganz verleugnen, hier war er von jeher mit kleinbürgerlichen Ressentiments verschwistert: die Möchtegern-Nation, der tumbe Michel, der sich so lange übers Ohr gehauen fühlt, bis er andern den Schädel einschlägt.

Von Frankreich könnten wir demokratische Tugend lernen, wenn nicht sein „Retter", den wir enthusiastisch begrüßt haben, jetzt daran ginge, die Republik zu stürzen. Der klassische Redestil hindert ihn nicht. Heißt aber deutsch-französische Verständigung erst Verständigung mit einem autoritären Regime de Gaulle, dann erscheint am Horizont ein Kleineuropa nach dem Geschmack neokarolingischer Ordensritter und abendländischer Akademien. Das ist vielleicht eine staatsmännische Leistung im 20. Jahrhundert. Eine wirkliche politische Leistung wäre es gewesen, sich mit der Sowjetunion zu arrangieren oder mit Polen zu verständigen oder wenigstens den Versuch dazu zu machen. Das hat man versäumt und daran scheiterte die seit Jahren wie ein Rosenkranz hergebetete Bundespolitik. Je offensichtlicher das Scheitern, desto mehr wird den USA die Schuld zugeschoben werden.

●

Zum Thema „Die deutsch-französische Freundschaft und die Verständigung mit unseren östlichen Nachbarn" hat sich unlängst der CDU-Landtagsabgeordnete Hackenberg geäußert. Das deutsch-französische Verhältnis sei mit dem deutsch-polnischen nicht zu vergleichen, meinte er, mit Recht, denn Polen hat unter der deutschen Okkupation unvergleichlich mehr gelitten, Millionen seiner Einwohner verloren, es sollte zum Fellachenstaat gemacht werden. Andererseits sind Millionen Ostpreußen, Schlesier, Pommern vertrieben worden und ist die Oder-Neiße-Grenze nach Hackenberg „keine gerechte Grenze", weshalb er ihre „Revision" fordert. Man darf annehmen, daß Hackenberg bereits vor 1945 für das Völkerrecht eintrat, als die Deutschen im Osten nicht nur Heimatrechte verletzten; man darf annehmen, daß er den Überfall auf Polen mißbilligte und die „versklavten Völker des Ostens" schon beklagte, als sie nicht nur versklavt waren, sondern in Arbeitslager und Gasöfen geschickt wurden.

Wie der geschichtliche Revisionsprozeß zwischen Polen und Deutschland ausgehen würde, den Hackenberg anstrebt, ist nicht zweifelhaft. Die „Revisionisten", die Hackenberg ermuntert und zu denen er „alle Deutschen" zählen möchte, wollen jedoch mit der Beweisaufnahme erst ab 1945 beginnen. Sie warten immer noch auf den Zusammenbruch des Kommunismus und glauben offiziell daran, daß eine erzwungene Völkerwanderung auf friedlichem Wege rückgängig zu machen ist, daß die Polen, wenn sie nicht mehr „versklavt" sind, neuerworbene und besiedelte Gebiete, für die man ihnen andere abgenommen hat und die sie durchaus als deutsche Wiedergutmachung betrachten können, freiwillig zurückgeben werden. Selbst de Gaulle und der Papst sind da anderer Meinung. Und diejenigen, die eine Verständigung „mit unseren östlichen Nachbarn" für notwendig halten, auch.

Reiner Diederich

Vorboten des Notstands?

Drei Wochen nachdem er eine verräterische Titelgeschichte über den katastrophalen Ausgang des Stabsmanövers Fallex 62 veröffentlicht hatte und zwei Tage nach Bereinigung der Fibag-Affäre durch die Koalitionsparteien wurde der SPIEGEL von einer Polizeiaktion betroffen, die den Vergleich mit ähnlichen Aktionen aus größeren Tagen nicht zu scheuen braucht. Das steht fest, ohne daß man in die reichlich schwebenden Verfahren eingreifen muß, und es ist an sich nicht verwundernswert, denn wann hätte je ein Polizeieinsatz gegen die zersetzenden, destruktiven, roten und die Staatsmacht untergrabenden Elemente nicht perfekt geklappt.

●

Ob Augstein und Redakteure ihre Journalistenpflicht verletzten, wird hoffentlich schneller und besser geklärt werden als die Straußschen Dienstpflichtverletzungen – hängt von dem dehnbaren Tatbestand „Landesverrat" ab. Mit der Polizeiaktion wurde anscheinend bis zum Fibag-Finale gewartet und die Kuba-Krise lieferte den richtigen Stimmungshintergrund. Der Verdacht, es könnte sich bei den Vorwürfen a u c h um Vorwände handeln, den SPIEGEL zu zerschlagen, der vor kurzem „neues Material aus neuester Zeit" gegen Minister Strauß ankündigte, wird durch die nächtliche Polizeiaktion bestärkt – die Methoden der Verhaftung, Hausdurchsuchung, die Besetzung der Redaktion, den bis ins faschistische Spanien verlängerten Polizeiarm.

●

Parallelen lassen sich ziehen zum Fall der WELTBÜHNE, die 1929 aus guten Gründen geheimgehaltene Reichswehrgeheimnisse veröffentlichte und deren Herausgeber Ossietzky dafür ins Gefängnis kam, während Nazimörder freigesprochen wurden. Anscheinend gefährdet es den Bestand des Staatswesens, wenn sich eine Zeitung ihre Informationen nicht nur über Presseagenturen und Informationsämter holt. Die Pressefreiheit darf anscheinend beschränkt werden, wenn sie es dem Feind erleichtert, mitzuhören. Eins hat die Polizeiaktion gegen den SPIEGEL gezeigt: Notstandsgesetze sind überflüssig. Es klappt auch ohne sie fabelhaft. b.

Das große Interesse an den „jungen Leuten" ● Fortsetzung von Seite 1

hall". Ein weiterer Trick besteht im scheinbaren Eingehen auf die psychologische Verfassung der Studentenredakteure. In onkelhaftem Ton ist die Rede von dem „jugendlichen Zorn, der so manche Studentenzeitschriftenredakteure erfüllt", denen offensichtlich „die Freude am verstehenden Beisammensein" der übrigen Studenten fehlt.

Nun könnte man sagen, derart mediokrer Schmus müsse gedeutet werden im Zusammenhang eines Blattes, das sich bei dem Anspruch auf Weltgeltung ohnehin nicht selten übernimmt. Jedoch schon mit der Umfrage, an die der FAZ-Schreiber sich anlehnt und die den aufgedonnerten Titel „Das geistige Bild der Studenten" trägt, ist es ein eigen Ding. Sie wurde von der deutschen Industrie qua „Gemeinschaftsaktion der gewerblichen Wirtschaft zur Förderung von Forschung, Lehre und Studium" eigens finanziert, um dem Einfluß der Zeitschrift „konkret", an dem, wie ohne weiteres glaubwürdig, der Industrie nicht gelegen sein kann, auf die Spur zu kommen. In Auftrag gegeben wurde die Umfrage von dem Arzt, Theologen und CDU-Bundestagsabgeordneten Dr. Berthold Martin, der als Herausgeber der kulturpolitischen Korrespondenz „Akademischer Dienst" fungiert.

Berthold Martin, der zwei Herausgeber des DISKUS in seiner Korrespondenz namentlich derart nennen ließ, als seien sie nicht frei gewählte Studentenvertreter, sondern Abgesandte konspirativer Sekten, steht mit akademischer Gesittung auch in anderer Hinsicht auf dem Kriegsfuß. Zunächst einmal kommt er in der genannten Umfrage mit jener Art von wissenschaftlicher Freiheit, die den dogmatisch Gebundenen auszeichnet, zu dem Schluß, von den Studenten werde immer mehr „die persönliche Existenz auf die politische bezogen". Nun wird diese These durch das von Martin selbst vorgelegte Material in keiner Weise gestützt. Sie ist vielmehr, wie kürzlich auch in einem Seminar der Frankfurter Universität festgestellt wurde, völlig falsch; aber Martin braucht dieses Fehlurteil, um von dem angeblichen Eintreten einer „neuen Phase" reden zu können, in der „der demokratische Staat . . . allmählich zu einem positiven Erlebnis" werde. Wir jedenfalls halten die zunehmende Entpolitisierung der Studenten im Sinne der Entwicklung unserer Demokratie [illegible] nicht so beruhigend.

Diese Art von gezielter Schönfärberei ist vergleichbar mit der Reaktion des Zentral-Komitees der Kommunistischen Partei Polens: Über eine Umfrage bei Warschauer Studenten zu politischen und religiösen Themen zeigten sich die kommunistischen Führer dem Vernehmen nach ebenfalls tief befriedigt – obwohl die Umfrageergebnisse den intensiven Bemühungen der Regierung zum Trotz bei den Studenten eindeutig ein Abnehmen des politischen Interesses belegten. Es wäre zu hoffen, im Unterschied zu östlichen Praktiken sei bei dem Theologen Martin allein die Deutung und nicht schon der Umgang mit dem wissenschaftlichen Material dogmatisch beeinflußt. Diese Hoffnung ist jedoch trügerisch:

Die umfangreichen „Literaturhinweise" der Martin-Umfrage sind, wie es schlicht heißt, der im Luchterhand-Verlag erschienenen Studie „Student und Politik" „entnommen". Der arglose Leser dieser sich wissenschaftlich gebenden Martin-Umfrage muß also meinen: Aha, das ist also das Literaturverzeichnis der Studie „Student und Politik". Davon kann aber keine Rede sein: Zwei ganze Abschnitte, rund 60 Titel, die Martin politisch nicht in den Kram passen, wurden einfach fortgelassen. Die akademische Verwilderung wird komplett dadurch, daß Martin weder bei den Autoren noch beim Verlag von „Student und Politik" um eine Nachdruckerlaubnis überhaupt nachgefragt hatte – dies ein Verfahren, das nicht nur rechtlich fragwürdig ist, sondern das auch eine bemerkenswerte Geringschätzung geistiger Arbeit bezeugt. Daß Martin im Begleittext seiner Umfrage es nicht für nötig erachtete, auf den Inhalt der Studie „Student und Politik" einzugehen, will dabei nicht mehr wundernehmen. Auch auf die Gefahr hin, von der FAZ erneut als „sektiererische Weltverbesserer" bezeichnet zu werden: Es ist erstaunlich, daß Dr. Berthold Martin Vorsitzender des „Ausschusses für Kulturpolitik und Publizistik" im Deutschen Bundestag werden konnte; und wir fürchten, daß auch weiterhin Kritik am stickig Reaktionären als „Protest an allem Bestehenden" diffamiert werden wird.

Peter Schafmeister

Miserable Wörterfolge

Nicht wenig erstaunt war ich, im DISKUS Nr. 5/62 ein mir unbekanntes foto aus „ubu roi" – neue bühne als zierde einer miserablen wörterfolge des peter milger zu finden . . . vielleicht können sie zukünftig verhindern, daß abbildungen guter taten als blickfang für schlechte, unnütze artikel verwendet werden. freundliche grüße Hans Martin, münchen

Verdrängte Komplexe

Wundert sich der DISKUS wirklich, daß immer mehr Stimmen unter den Studenten laut werden, die „ihre" Zeitung nicht durch höhere Abgaben retten wollen? Sicher liegt das nicht am Geld – vielleicht jedoch an solchen Beiträgen wie „Das kubanische Fest" in der Nr. 7/62.

Die Naivität, mit der die Verfasserin über eine ausgewachsene Diktatur sich ausläßt, ist erschütternd – wenn diese Naivität echt ist. Meint sie wirklich, daß eine Diktatur der Linken so viel anders ist als eine Diktatur der Rechten? Muß sie da nicht auch Ulbrichts „Diktatur des Proletariats" gutheißen gegen das Dritte Reich (wahrscheinlich tut sie es), obgleich sich da kaum etwas geändert hat außer Parolen?

Fast jeder Satz in diesem Loblied ist ein Hohn auf eine halbwegs menschliche Lebensanschauung: „Keine Flitterwochen für Jung-Kubaner" oder „. . . jeder (wird) . . . in die allgemeine Aktion eingespannt" •usw. Dazu kommt die Schilderung der bedauernswerten Frauenschicksale in Kuba. Wenn eine Frau an einem solchem – erzwungenen – Leben Gefallen findet („selbst in Uniform Lockenwickler im Haar", „Mutter der Compagnie"!, „nimmermüde Trösterin"), so läßt das auch ohne psychiatrische Kenntnisse auf verdrängte Komplexe der Verfasserin schließen.

Schlimm daran ist vor allem, daß der „DISKUS" dieses „kubanische Fest" veröffentlicht – oder paßt es nicht doch in die Linie des Blattes? Da helfen auch Beteuerungen nichts, man sei gegen Faschismus und nur gegen negative Erscheinungen der Demokratie: wer sogenannte linke Diktaturen als „Diktaturen des Guten, der Vernunft, der Wahrheit und der Freiheit" feiert, der zieht zu Felde gegen die Demokratie überhaupt und kämpft für eine – nur in Details verschiedene – Art des Faschismus.

Mit freundlichen Grüßen Helmut Böttcher

Selbst vor Blasphemie wird nicht zurückgeschreckt

Auch nach meinem Examen im Herbst 1959 blieb ich Leser des Diskus. Aber das Lesen Ihrer Zeitung wird mir durch die immer einseitiger werdenden Artikel mehr und mehr verleidet. Sehr oft wird Herabsetzung für Kritik, manchmal sogar Beleidigung (siehe Artikel „McGille" und „Ausguß des Deutschen Geistes") für Kritik gehalten. Selbst vor Blasphemie wird nicht zurückgeschreckt, um einen vermeintlichen „gag" zu erzielen („Wehrmacht Unser"). Dazu kommt eine intellektuell-akademische Überheblichkeit (siehe Einleitung zu „Ausguß des Deutschen Geistes"), die einem das Lesen des Diskus kaum mehr erträglich macht.

Ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, daß hier die Unfähigkeit, spritzige Artikel oder Glossen zu schreiben, durch Herabsetzung oder gar Beleidigung verdeckt werden soll.

Die Einseitigkeit der Position Ihrer Verfasser spiegelt auch m. E. nicht die Meinungen in der Studentenschaft wieder . . . Wenn Sie nicht als die „Frankfurter Studentenzeitung" firmieren würden und nicht vom Lande Hessen weitgehend subventioniert würden, wäre Ihre Einseitigkeit noch zu ertragen . . . Damit ich nicht mißverstanden werde: ich will nicht, daß der Diskus ein chemisch reines Mitteilungsblatt wird, sondern nur, daß sich die Verfasser über den Unterschied zwischen Herabsetzung und Kritik klar werden.

Als Teilnehmer am „Sudetendeutschen Tag" kann ich nur sagen, daß Herr Claasen von keinerlei Sachkenntnis getrübt ist, von den Worten Geschmack und Takt wohl kaum je etwas gehört hat . . . Eine Richtigstellung aller Fehler und schiefen Darstellung würde einen neuen Artikel verlangen! Diesen Artikel will ich aber nicht schreiben, da ich nicht damit rechne, daß Sie ihn veröffentlichen würden. Die Sachkenntnis des Herrn Claasen ist so gering, daß er nicht einmal die Abkürzung der „Sudetendeutschen Jugend" – SDJ, nicht SJ – kennt. Die SDJ entstand übrigens aus eigenem Antrieb und arbeitet völlig selbständig, sie ist keine von der Sudetendeutschen Landsmannschaft „zynisch imitierte Jugendbewegung". Diese Tatsache übersah Herr Claasen, wohl deshalb weil sie nicht in seine vorgefaßte Meinung paßt.

Ich schreibe Ihnen diesen Brief, um Ihnen zu zeigen, daß diese einseitigen Artikel im Diskus nicht widerspruchslos hingenommen werden, sei es von Studenten oder von Lesern, die erst vor kurzem die Universität verlassen haben und sich noch mit ihrer alma mater verbunden fühlen, darüberhinaus aus der Sorge, daß die einseitige Position des Diskus von Uneingeweihten für die Meinung der Frankfurter Studentenschaft und der Universität gehalten werden könnte.

Peter Hucker, Dipl.-Volkswirt, Friedrichsdorf/Ts.

Im Interesse der Wahrheit

In einer Glosse der letzten Nummer Ihrer Zeitung versuchen Sie mir die Verantwortung für das hohe Defizit des Sommerfestes 1961 zuzuschreiben.

Die Finanzordnung und die Satzung der Studentenschaft sehen vor, daß der Vorsitzende des AStA und der Stellvertreter, der gleichzeitig Finanzreferent ist, alle Ausgaben zu genehmigen haben und dadurch verantwortlich sind.

An der Vorbereitung wie Durchführung des Sommerfestes war ich indes nicht beteiligt, da ich, genau wie meine Vorgänger, einen meiner Stellvertreter mit der Übernahme dieser Aufgabe betraut hatte. Gemeinsam mit dem Finanzreferenten trägt er auch die Verantwortung.

Ich bitte Sie im Interesse der Wahrheit diese Richtigstellung zu veröffentlichen. Hartmut Rotter

Anmerkung der Redaktion: Paragraph 34 der Satzung lautet: „Der Vorsitzende . . . ist für die Geschäftsführung des AStA und die seiner Referate verantwortlich."

Auch ich bin empört

Sie geruhten im DISKUS Nr. 5 die bundesrepublikanische Wirtschaftsordnung durch die marxistisch-kommunistische Brille zu inspizieren. Diesem Versuch möchte ich eine Antwort entgegensetzen . . .

Auch ich bin mit Ihnen empört über jenen deutschen Großaktionär Fluck, der jeden Morgen durch sein mit spritzigem Mosel gefülltes Schwimmbecken krault –, über jenen Puddingkrösus Dr. Utker, der im Nachtlokal Ditscha (Düsseldorf) den Whisky aus der Totenmaske Tut ench Amuns in die Unternehmerkehle rinnen läßt –, über jenen internationalen Playboy Pegnateri, der zu jedem Frühstück drei Damen des europäischen Hochadels vergewaltigt . . .

Dennoch ist die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß eine liberale kapitalistische Wirtschaft ohne Geld und somit ohne Geldgeber keine Fabriken errichten kann, und daß die Geldgeber ihr Geld nicht hergeben, wenn sie keinen Profit sehen. Daß sich Geldgeber mitunter verspekulieren und bei schwarzen Montagen wie jüngst ins Schwitzen geraten, möge Ihnen eine schwache Genugtuung sein. –

Ihre Abneigung gegen leistungsgerechten Lohn erklären Sie damit, daß die meisten Akademiker noch etwas dafür geben würden, um nicht bei der Müllabfuhr arbeiten zu müssen. Ich behaupte wiederum, die meisten Müllarbeiter würden lieber den Müll umsonst abfahren als sich mit dialektischem Materialismus, mit Quantentheorie, mit Grenznutzentheorie oder mit Elaboraten aus Ihrer Feder abzugeben . . .

In Abneigung gegen den von Ihnen dargelegten Sozialismus bin ich Ihr sehr ergebener Rüdiger Jeck

Simpler Simplicissimus Simpl

KARL RIHA

„Dudeliö – holdrioh"
(Simpl. 1962/40 S. 625)
„Holdrioh – dudeliö"
(Simpl. 1962/40 S. 625)

Das wilde Hundetier, mit welchem die satirische Wochenzeitschrift „Simplicissimus" um neue Abonnenten wirbt, sitzt in einem viereckigen Schnörkelrahmen und hat eine aufgesprengte Kette zwischen den Boxerbeinen als Angebinde. Dieses Nebeneinander von zerfetzter Fessel und „durch uns im Bilde sein" ist es offensichtlich, welches dem Leser auf das Herz geknüpft werden soll: hier (in unseren Blättern) werden zwar die Zähne gezeigt, hier wird gebellt, doch auf dem Teppich geblieben und niemand auf den Zeh getreten, – er hieße denn Castro Chruschtschow oder Fidel Ulbricht. Also: vom politischen Engagement dieser Zeitschrift – davon, daß dort, wo Strauß („i bleib pfeilgrad stehn"), Adenauer („Ich werde jedem Sturmgebraus was husten") oder Erhard (als gefesselter Gulliver im Zwergenländle) unter den Zeichenstift geraten, nicht mehr als kaum verhüllte Liebeserklärungen herausspringen – müßte nicht die Rede sein, wenn nicht auch auf dem gesellschafts- und kulturkritischen Sektor des „Simplicissimus" eine ähnliche Tendenz an den Tag fiele. Hier agiert vor allem die moderne Kunst in jener Rolle des schwarzen Schafes, die dort Nikita Chruschtschow zu spielen hat, wenn er als Haifisch vor Amerikas Küsten auftaucht (Simpl. 1962/41 S. 649) oder die stinkenden Käse Castro und Ulbricht lüftet (Simpl. 1962/40 S. 633).

●

Wohlverstanden: die Kritik an dieser Zeitschrift ist eine Kritik an der Wahl der Themen, die sie trifft oder nicht trifft, an dem, was als wichtig in den Vordergrund, an die Rampe geschoben und was verschwiegen wird. Demnach ist das Rezept der politischen Satire des „Simplicissimus" mit seiner Schwarzmalerei nach drüben und seiner Weißmalerei nach hüben erst dort verdächtig, wo es das Motto „Wer wird denn das eigene Nest verdrecken" stützt, dem Berserker-Hund, der nach Abonnenten wedelt, die Schnauze abschnürt, sobald er ins eigene Haus zu bellen wagt, und die Chance der Freiheit (das ist sicher wesentlich die Chance der Kritik) ungenutzt läßt.

●

Die kulturkritischen „Simplicissimus"-Attacken verraten ein recht genaues Studium der Leserbrief-Spalten in Illustrierten und verschiedenerlei Tageszeitungen: von dorther kennt man die Kerbe, in die man ungestraft schlagen kann, kennt so den Angelpunkt und weiß, wo man die Feder spitzen darf, ohne bei dem breiten Publikum, auf welches man eben einmal und zweimal schwört, anzuecken. Fast keine Nummer dieser Zeitschrift geht vorbei, in der nicht gegen jene **so** verstandene „moderne" Kunst gewettert würde, daß bärtige Idioten mit Farbeimern und Unflat um sich schmeißen oder andere Abstrakte ihre Zwanzig-Hektar-Leinwand per Auto beschmutzen. Sind sie auch hinterm siebten Mond angesiedelt, wären diese Polemiken gegen „eingerahmten Krempel", gegen sanft verrückte Literaten, deren Hang zu Perversion und „Whiskyzismus" mit Preisen

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
FFM · BÖRSENSTR. 2-4 · TEL. 21494

und Prämien bedacht werde, immerhin noch auf halbem Wege lustig, stünden da nicht dicht daneben, eine Seite zuvor oder weiter – nach dem Satz „Jetzt wollen wir's euch aber zeigen, nu!" – lyrische Texteleien und Seelenausströmungen ohne jeden Stich ins Satirische, allein mit dem Zweck, dahin zu deuten, wie echte und heutzutage leider unterdrückte Kunst beschaffen sein müsse. So etwa: „O Bäume, die bewußtos / Ihre Poren öffnen. / O fächelnde Kiemen der Fische / In den Tiefen der Ozeane. / O frischer Luftstrom / Über den Pampas, / Auf denen das Vieh / Ahnungslos weidet" (Simplicissimus, im neunten Jahr seines Wiedererscheinens, Seite 634).

●

„(O) Holdrioh – (o) dudeliö" (Simpl. 1962/40 S. 625), „(O) Dudeliö – (o) holdrioh" (Simpl. 1962/40 S. 625). Es kann hier nicht darum gehen, eine Lanze für die moderne Kunst (Gott bewahre), einen Lanzenschaft für Fidel Castro, Chruschtschow oder Schnauzbart Ulbricht zu brechen, verwundert zu fragen, weshalb es der nachkriegsdeutschen Fortsetzung des „Simplicissimus" der zwanziger Jahre nicht gelungen ist, auch nur einen der inzwischen verhältnismäßig zahlreich gewordenen jüngeren deutschen Schriftsteller aufzufangen, die doch, wie man sagt, nicht zuletzt gerade durch Literatursatire (Rühmkorf als Leslie Meier) und Gesellschaftssatire (Enzensberger, Heckmann, Günter Bruno Fuchs u. a.) bekannt geworden sind, – kurz: die Kritik hat nicht von außen zu kommen, sondern diese Zeitschrift bei ihren eigenen Inkonsequenzen, bei der Plumpheit ihrer Attacken und bei ihren „positiven" Empfehlungen in Sachen Dichtung und Graphik zu packen, darin zum Beispiel, daß das oben zitierte Gedicht – als Dokument einer würdigeren Kunst dahingestellt – dem antimodernen Ressentiment den Beißzahn ausbricht und den Abonnenten-Hund als ein morsches Wappentier und als einen Kläffer ohne Hals ausweist.

●

Seit Jahren findet sich in dieser Zeitschrift eine Spalte mit dem Titel „Lieber Simplicissimus": hier werden in der Art „Großmutter möchte gerne", „Der kleine Anton kommt in die Apotheke" (Simpl. 1962/40 S. 631) oder „Neulich traf ich" (Simpl. 1962/42 S. 662) kleine Anekdoten und Schmonzeleien erzählt. Nun gut: für diesen Leser schicksiziger Angelegenheiten („In unserem Krankenhaus hatte ein italienischer Bauarbeiter sein Bett ... reichlich verschmutzt", Simpl. 1962/42 S. 662) mag auch jenes „Theater à la Ionesco" zubereitet sein, von dem es heißt „Man nehme zwei Dutzend sinnlose Dialoge ... eine Prise groben Unfugs ... eine Portion Unverschämtheit" (Simpl. 1962/42 S. 663), – aber für welchen Leser ist dann, fragt man sich, jene Notiz gedacht, die sich in der Bücherschau des Hans Reimann findet, wo unter dem Hinweis „Umfassend und gründlich werden wir informiert", festgestellt wird, Jesco von Puttkammer habe geschrieben, „die OAS putsche für die Demokratie" (Simpl. 1962/40 S. 635).

●

Einen solchen Satz unter der Lupe, sieht man plötzlich das ganze satirische Programm des „Simplicissimus" in einem anderen Licht und Arm in Arm mit dem Kulturprogramm der „Deutschen Wochenzeitung" (Zeitung für nationale Politik) etwa, wo eine ähnliche Mischung aus zweihundertprozentiger Kommunistenfeindschaft (aber was segelt darunter alles noch?), aus betontester Parteinahme für den „weißen Mann als Vorposten der Kultur unter den Niggern" zur Rechtfertigung der Rassentrennungspolitik, aus Polemik gegen moderne Kunst und gegen westdeutsche Jugendkriminalität gepflogen wird, um die Behauptung vom „besseren Deutschland vor 1945" zu stützen. Die Parallelität der aufgegriffenen Themen (unsere heutige Jugend ist ohne Ideale, „Lustmord ist immer 'ne feine Sache: Ein Blick in die Kartei, welcher einschlägig Vorbestrafte in der Nachbarschaft letzte Woche vorzeitig entlassen wurde – schon haben wir den Täter"), mehr noch die Parallelität der nicht aufgegriffenen Themen legt eine solche Verwandtschaft nahe. Der abgestandene und schal gewordene Schuß Antiklerikalismus, der auch heute noch manchmal in diesen Blättern aufmuckt („In Germany ist der Schwarze König" Simpl. 1962/41 S. 656), rechtfertigt es nicht, den „Simplicissimus" jetzt mit seiner Geschichte, d. h. mit dem „Simplicissimus" damals zu vergleichen: man müßte sich die Finger dabei brechen.

●

Auch in der guten alten Zeit hat der Simpl-Köter nur gebellt und nicht gebissen. Schrieb doch Karl Kraus: „‚Simplicissimus' heißt der artige Schoßhund, der noch immer die Träume des deutschen Philisters in der roten Maske des gefährlichen Bullenbeißers schreckt ... Es ist hier schon öfter das Thema der Scheinheiligkeit dieser Teufelei berührt worden, mit der der ‚Simplicissimus' das Geistesleben des deutschen Bürgertums zu gefährden vorgibt ... die purste Mischung aus Impotenz und Heuchelei".

Pardon darf ich mal Pardon dar

HORST HOLZER

Eines Tages schaute der Bärmeier dem Nikel und der Nikel dem Bärmeier in die scharf und weit blickenden Verlegeraugen. Was sie sahen, ließ sie sich stumm die Hände reichen Denn jeder hatte in den Augen des anderen ein kleines Teufelchen erkannt, mit Fernandel-Kinn und Chaplin-Melone auf den dürren Hörnern, das unbeherrscht gestikulierend Auslaß begehrte. Der Bärmeier schluckte, der Nikel schluckte – und plötzlich stieß einer – oder stießen beide? – zwischen knirschenden Zähnen hervor: ‚Bruder, wir brauchen eine satanische ...' ‚Pardon ...', unterbrach der andere. ‚Eine satirische ...' ‚Pardon ...' ‚Wir brauchen ...' – ‚PARDON!' Die Bärmeier- & Nikelaugen strahlten. Man hatte sich verstanden. Flugs wurde ein ‚Stammtisch behufs Produktion satirischer Gedanken' gezimmert und einige mannhafte Schreiber herbeigetrommelt, die sich weder vor reaktionären Staatsanwälten und militanten Klerikern, noch vor hysterischen Frauen- und Männervereinen fürchteten. Und wie das so ist, wenn eine illustre Gesellschaft streitbarer Geister beieinanderhockt – gar bald stauten sich Wolken aus beißendem Hohn, kicherndem Sarkasmus und leicht morbidem Zynismus über den erhitzten Frevlerköpfen. Da wurde der Axel Spring-ins-Feld hochgenommen und in der Luft zerfetzt (BILDlich), ein politischer Situationskomiker (Die Lage war nie so ernst) in die Pfanne gehauen und die Hähnchen knabbernde Bourgeoisie ohne Brandsalbe in die Hölle gewünscht – da wurden Gedankenblitze gegen eine sogenannte Schand[illegible]er geschleudert, Dellen in die Sprachrohr[illegible]er Meinungsbildner geschlagen und auch vor lässig formulierten Schmährufen auf die Kunst nicht zurückgeschreckt. Kurz, man stolperte durch die bundesdeutsche Wirklichkeit wie über einen Jahrmarkt: schoß sich hier ein Teddybärchen, schlug dort den Lukas u[illegible]machte sich zum Schluß einen Spaß auf der Achterbahn. Geht es so? So geht es nicht, und was schließlich bei dem immensen Publicity-Rummel und dem technischen und personellen Aufwand heraussprang, war denn auch keine satanische, nicht einmal eine satirische Zeitschrift. Es nahm kein kritikgeladener Teufel die Welt auf die Hörner; sondern ein etwas verwirrtes Beelzebüblein lüftete artig den Hut und fragte bescheiden: ‚Darf ich auch mal?'

●

Was ist eine Satire? Zunächst einmal Kritik, die, wie Ursula Herking so hübsch sagte, ins Schwarze unterm Fingernagel der Zeit trifft; die Menschen, Institutionen und gesellschaftlichen Verhältnissen die faulen Stellen zeigt – und durch Sarkasmus ausbrennt; die Dummheit, Heuchelei und Ungerechtigkeit beim Namen nennt, sei es direkt, sei es verschlüsselt: Satire als entlarvender Schlag gegen die dicken Bäuche der Mächtigen im Lande – oder, wenn letztere dem Volksmund ein Schloß vorhängen, Satire als Chiffre, die das Skalpell der Kritik hinterm literarischen Gewand verbirgt. Beidesmal sucht die Satire den Gegenstand ihrer Kritik dem Lächeln, dem Gelächter preiszugeben –, wobei sie sich, allerdings nur zu oft selbst ihre kritische Spitze abbricht, zumindest heute, da es kaum mehr etwas zu lachen gibt und jedes Lachen schon einen apologetischen Unterton mitschwingen läßt. Das Lachen wirkt verfremdend und nimmt der Kritik ihre Härte und Unnachgiebigkeit. Doppelte Verfremdung zeigt sich bei der chiffrierten Satire, denn hier wird der kritische Gedanke gleich zweimal gebrochen: durch die eben erwähnte Methode und durch die Transposition der Kritik in eine schräg zur Wirklichkeit liegende literarische Ebene – ins Gleichnis, in die Fabel, in die surrealistische Fiktion. PARDON versucht mit beiden Techniken der Realität satirisch habhaft zu werden. Dabei schneiden die doppelt verfremdenden Satiren eindeutig am schlechtesten ab. Sowohl Zwerenz' Story vom Herrn Schneller (PARDON Nr. 1) als auch Joachim Peters Puppen des Joe McEagle und Peter Miskas Geschichte über die Sozialleistungen einer Murder Inc. (PARDON Nr. 2) geben nichts her. Das sind Histörchen, wie man sie, so man nichts besseres zu tun hat, seitenlang aus der Schreibmaschine trudeln lassen kann. Allenfalls Kreislers Schauerballade von den Taubenmördern (Nr. 2) und Agneses Straßenbahn namens Sehnsucht (Nr. 1) zeigen Ansätze zu Satiren, bei denen einem das Lachen vergeht, weil hier der Zynismus der Welt, in der wir leben, zwar zögernd, aber immerhin durchschlägt. Ähnliches gilt für Hüschs Etüde (Nr. 2) und Enzensbergers Utopia (Nr. 1).

●

Doch die Crux von PARDON – und allen ähnlichen Versuchen – offenbart sich am augenfälligsten in den hart an der aktuellen Realität klebenden Satiren und Karikaturen. Gesellschaftskritik ist heute im wesentlichen Kritik an der Gesellschaft, am herrschenden System, nicht so sehr Kritik an den drahtziehenden Bösewichtern. Wenn die PARDON-Redaktion meint, die Satire hätte heute noch die gleichen Möglichkeiten wie zu Kaisers Zeiten, so stellt sie sich mit dieser Auffassung selbst ein Bein. Denn Kritik, die heute wirklich sinnvoll sein will, darf sich nicht damit bescheiden, die Nutznießer des Systems von ihren Sockeln und aus ihren Sätteln zu stoßen, das System selbst aber ungeschoren zu lassen. Die satirische Attacke muß sich zunächst und vor allem gegen die Starrheit des politischen und sozialökonomischen Prozesses richten, in dem die Menschen stecken und der sie zu dem macht, was sie sind: Deformierte. Diesen Anspruch vermag man jedoch nur gerecht zu werden, wenn man eine präzise Vorstellung von dem hat, was Gesellschaft heute bedeutet. Und da sieht's düster aus bei PARDON. Natürlich kann man eine Psychologie des Axel Springer schreiben. Doch ob der Axel persönlich ein Trottel oder ein kriegslüsterner Mauerstürmer ist –, liegt in dieser Frage tatsächlich das Entscheidende? Sollte nicht vielmehr zuerst die objektive Funktion der BILD-Zeitung in unserem sozialen System satirisch analysiert und gezeigt werden, welches gesellschaftliche Klima solche Blüten hervortreibt? Kuby (und damit PARDON Nr. 2) verzichtet darauf, und schon schielt das kritische PARDON-Auge. Die Kritik grast den Bereich des Persönlichen ab, macht aber vor der Objektivität halt. Der arg zusammengestoppelte Inhalt von PARDON ist eine Folge dieser Genügsamkeit.

●

Erich Kästner meinte in der ersten Nummer, auch satirische Zeitschriften kämen als Däumlinge zur Welt. Hoffen wir, daß PARDON sich zu einer geballten Faust auswächst, die auf den Tisch der Gesellschaft schlägt, wann und wo immer es nötig ist. Denn die Satire hat stets Möglichkeiten zur Kritik; nur ihre Grenzen und Themen ändern sich in der Zeit.

Geflügelte Worte

Der in der Bundesrepublik am weitesten verbreitete konservative Instinkt ist das instinktive Bedürfnis nach legitimer Autorität, das unter der Kanzlerschaft Adenauers vollauf befriedigt worden ist. Die Frage, wohin sich dieses Bedürfnis in Zukunft wenden wird, erfüllt gerade den Konservativen mit berechtigter Sorge. Es wäre jedoch völlig verfehlt, sie dadurch beantworten zu wollen, daß man das Autoritätsbedürfnis demontiert. Das Wiederaufleben eines Verlangens nach legitimer Autorität ist vielmehr eine der erfreulichsten restaurativen Erscheinungen in der Bundesrepublik.

Dietrich Schwarzkopf, Bonner Journalist, in Der Monat Nr. 164

Nun ist es aus mit der schönen Schriftstellerunschuld, die es erlaubte, links zu sein und zugleich ein gutes Gewissen zu haben ... Selbst der wohlmeinende Naive ist nicht davor gefeit, daß sein Engagement bei revolutionären sozialistischen Ideen marxistisch-leninistischer Herkunft in konkreten Landesverrat umschlägt ... Die Kritik, die der Autor an dem jungen Staat übt, sie sollte positiv sein.

Kultusminister a. D. Schütz auf der Frankfurter Buchmesse

Was soll das ganze Theater, das Sie hier aufführen?

Der Bundeskanzler in einer Bundestagsdebatte

politische bücher

Radikalismus fürs Regal

Bestandsaufnahme. Eine deutsche Bilanz 1962, herausgegeben von Hans Werner Richter, Verlag Kurt Desch, München, 592 Seiten, Leinen DM 19,80.

Bilanz wird zweckmäßig zu festgelegten, turnusmäßig wiederkehrenden Zeitpunkten gezogen. Man versteht darunter eine umfassende, gründliche, meist quantifizierte Abrechnung. Freilich erwartet der Leser von dem rotgebundenen Romanformat, das kürzlich im Münchener Desch-Verlag erschien kein statistisches Jahrbuch. Der Name des Herausgebers, bekannt als Chef der „Gruppe 47", verspricht etwas ganz anderes. Blieb der zeitliche Anlaß zur „Bilanz", das Ende der Adenauer-Regierung, auch aus, so ist es doch hohe Zeit, mit der Geschäftsführung in Bonn einmal abzurechnen:

Nach einem fein abgestimmten Konzept werden also Spezialisten und Kulturkritiker die 13jährige Vergangenheit jeweils ihres Sektors an bestimmten Forderungen prüfen, urteilen und verurteilen und schließlich konkrete Möglichkeiten für die nächsten 13 Jahre aufzeigen. So werden die 35 einzelnen, aber aufeinander zugeschnittenen, einander notwendig bedingenden Teile der oppositionellen „Bestandsaufnahme" sich als theoretisch begründete und an der Realität geprüfte Gesamtkonzeption erweisen, die Arbeitsplan einer neuen Regierung sein könnte. Ob man Übertreibungen befürchten muß? Einen zwar einmütig verkündeten aber doch irrealen, das Gegenteil des Bestehenden fordernden Radikalismus?

All dies: Vermutetes und Befürchtetes, kann man getrost abstreifen, seit schon das renommierte Journal „Die Welt" sich nach eingehenden Untersuchungen entschloß, die „Bestandsaufnahme" nicht im Ganzen schlankweg als „links" abzustempeln, sondern vieles als „durchaus vernünftig" anzuerkennen.

Daß ein Ganzes, eine Gesamtkonzeption, gar nicht vorliegt, erhellt bereits aus der Gliederung des Stoffes „Deutschland 1962" in zufällig zueinandergekommene „Oberaspekte" und willkürliche „Sachgebiete". Jedes Sachgebiet präsentiert sich formal in einem Aufsatz, zu dem es das Gutdünken des jeweiligen Autors zusammengemessert hat.

Nicht nur die Einteilung ist willkürlich – ebensogut hätte man die deutsche Situation nach: „Herbstmoden und Wurstkonsum" aufgliedern können – auch die Auswahl: Wichtiges blieb unerwähnt, Vereinzeltes wurde aufgebläht.

Unter den einzelnen Aufsätzen wechseln unverbindliche Welteinsichten und -anschauungen mit Arbeiten ab, die vornehmlich aus persönlichem Ressentiment gegen eine Interessengruppe oder Institution entstanden scheinen. Auch vereinzelte hervorragende und gründliche Beiträge können dem corpus den Charakter einer angeschwollenen Monatszeitung nicht nehmen.

So liest sich die nationale Bilanz der politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Situation 1962 bisweilen wie eine Inventur der Bestände halbleerer Schreibtischladen. Der Eindruck des Akzidentellen verstärkt sich zu dem von einer uneinigen, verworrenen Opposition durch die expliziten Gegensätze einzelner Befunde.

Darin ist die Bestandsaufnahme kein Einzelfall. Wo immer „Linke" zusammenfinden, zur gemeinsamen Aktion, divergiert das Geplante in demokratische Vielfalt, wird schließlich, auf höchster Stufe, durch Endeinsichtsresignation der Theoretiker aufgehoben. Angriffslustiger sind oft die „liberalen" Detailreparateure, die „im Grunde schon alles in Ordnung" finden. Sie füllen den Platz – so in der „Bestandsaufnahme" – den die Schweiger freilassen. Kann es für die Herrschenden ein besseres Schlafmittel geben als diese immer neuen freiwilligen Selbstentblößungen aus dem babylonischen Turm der Opposition?

Rainer Scheunemann

Naturbegriff bei Marx

Alfred Schmidt: „Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx". Europäische Verlagsanstalt, 1962; 175 S., Kart. DM 14,–.

Daß Karl Marx ein wilder Mann sei, der alles Höhere in den Schmutz ziehe und mit grobschlächtigen Kategorien vergewaltige, ist eine sorgsam gehegte und gepflegte Vorstellung, von der sich gleichwohl immer weitere Kreise lösen. Mit der Tendenz, Marx ins Pantheon der Geistesriesen abzuschieben, geht heute die andere einher, ihn wegen nicht zu übersehender Fehlprognosen als insgesamt „überwunden" zu bezeichnen. Verantwortliche Marx-Interpretation, die sich den Blick von und zugunsten politischer Propaganda ebensowenig trüben läßt wie von den mittlerweile als absolut sich aufspreizenden Ansprüchen wissenschaftlicher Arbeitsteilung, ist selten.

Die vorliegende Arbeit Schmidts, der solcherart Seltenheitswert zukommt, versteht sich als Beitrag zur philosophischen Marx-Interpretation. In ihrem Mittelpunkt steht der immer noch anstößige Begriff des Materialismus, der mit dem Begriff der Natur bei Marx untrennbar verbunden ist. Mit großer Sorgfalt und reich belegt durch Textstellen des jungen wie des reifen Marx entfaltet Schmidt den Unterschied des dialektischen zum mechanisch-positivistischen Materialismus. Während sich diesem die Welt als System sich bewegender jeweils kleinster Materie-Teilchen darstellt – das gilt für die modernen amerikanischen Positivisten ebensosehr wie für die Materialisten des 19. Jahrhunderts – ist „Bewegung, diese wesentliche Kategorie dialektischen Denkens, . . . für den dialektischen Materialismus . . . ‚nicht bloß Ortsveränderung, sie ist auf den übermechanischen Gebieten auch Qualitätsveränderung' ". Um wievieles mehr die positivistischen Wissenschaften eben jenem mechanischen Materialismus verhaftet sind, über den sich die Unkenntnis beim dialektischen Materialismus ereifert, zeigt der Verruf, in den der Begriff der Qualität bei ihnen geraten ist. Der Positivismus erstickt Qualität in den Verschnürungen nominalistischer Begriffspakete, mit denen er dann umstandslos quantifizierend verfahren kann. Solcher Materialismus ist blinder Agent von Herrschaft.

Der Marxsche Materialismus ist von dieser Blindheit und Gewalttätigkeit frei. Bei allem Gewicht, das dem Begriff der Arbeit und der historischen Praxis bei Marx zukommt, ist sein Materialismus weniger instrumental als vielmehr in einem umfassenden Sinn theoretisch. Obwohl an der Priorität der äußeren Natur festgehalten wird, ist dabei Materie kein oberstes Erklärungs- oder Seinsprinzip. „Materie als solche ist eine reine Gedankenschöpfung und Abstraktion" (Engels). „Ihr Allgemeines," heißt es bei Schmidt, „die Unabhängigkeit vom Bewußtsein, existiert nur im besonderen. Es gibt keine Urmaterie, keinen Urgrund des Seienden. Nicht nur wegen ihrer Relativität auf den Menschen, in ihrem ‚Sein für anderes', sondern ebensowenig in ihrem ‚Sein an sich' taugt die materielle Wirklichkeit zu einem ontologischen Prinzip."

Gleichwohl hat der „Stoffwechsel der Menschen mit der Natur", diese „ewige Naturnotwendigkeit", bei Marx etwas von „ontologischer" Dignität. Er macht das Wesen der Marxschen Geschichtsphilosophie aus, von wo alle anderen menschlichen Bereiche ihren Stellenwert beziehen – freilich nicht im Sinne ewig gleicher Realitätsgeschichten oder Seinshierarchien, sondern jeweils in Abhängigkeit vom erreichten Stand historischer Konkretion. So ist für „Marx . . . wie für Hegel die höchste Gestalt der Erkenntnistheorie die Philosophie der Weltgeschichte. Der Erkenntnisvorgang läßt sich nicht als eine ein für allemal fixierbare Beziehung von Subjekt und Objekt beschreiben." Marx sieht – dies freilich im Unterschied zu Hegel – die „Welt als Ganzes . . . keiner einheitlichen sinnverleihenden Idee unterworfen . . . Alle in [illegible] Wirklichkeit auftretenden Ziele und Zwecke gehen zurück auf Menschen, die ihren sich wandelnden Situationen gemäß handeln." Die Welt „kann daher nie mehr Sinn enthalten, als es den Menschen gelungen ist, durch die Einrichtung ihrer Lebensverhältnisse zu realisieren." Natur und Geschichte fallen bei Marx nicht auseinander; der Mensch ist essentiell nicht festgelegt. Darin, so würde Marx gewissen weltanschaulichen Beteuerungen entgegenhalten können, liegt seine Freiheit in ihrem ganzen Ernst.

Daß die Schmidtsche Arbeit mit Natur in Zusammenhang mit Begriffen wie Ökonomie, Ideologie, Religion, Mythologie, Glück und Utopie befaßt ist, mag dem naturwissenschaftlich orientierten Leser zunächst befremdlich erscheinen. Die Natur der Naturwissenschaften, sofern sich davon bündig sprechen läßt, wird in ihr ebenfalls als Moment des geschichtlichen Prozesses begriffen. „Ihrem Blickfeld, ihrer Methodik, ja, dem Inhalt dessen nach, was jeweils Materie heißt, sind die Naturwissenschaften gesellschaftlich determiniert." „Obwohl für . . . Marx die Natur und ihre Gesetze unabhängig von allem menschlichen Bewußtsein und Willen bestehen, lassen sich Aussagen über sie nur mit Hilfe gesellschaftlicher Kategorien formulieren und anwenden. Ohne die menschlichen Anstrengungen zur Beherrschung der Natur ist der Begriff der Naturgesetze undenkbar."

Schmidt weist darauf hin, daß Marx' Sprache zwar reich mit naturwissenschaftlichen Termini durchsetzt ist, daß Natur bei ihm jedoch nicht ausschließlich quantifizierend - naturwissenschaftlich verstanden ist. Da nicht näher auf die Vorgehensweise der Naturwissenschaften eingegangen wird, bleibt auch die Problematik des naturwissenschaftlichen wie des Marxschen Begriffs des Naturgesetzes unausgeführt – dies vielleicht das einzige, was an dieser verdienstvollen Arbeit zu bedauern ist.

Peter Schafmeister

Sozialisten zur Judenfrage

Edmund Silberner: Sozialisten zur Judenfrage. Ein Beitrag zur Geschichte des Sozialismus vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis 1914. Aus dem Englischen übersetzt von Arthur Mandel. Colloquium Verlag Berlin. 1962. 376 Seiten, DM 29,80.

Daß das Gewissen ein Privileg der Linken sei, – diese These Erich Kubys will salvieren und sich selbst ein Bewußtsein politisch-moralischer Integrität verschaffen, in dem es sich dann unangefochten leben läßt. Wie wenig von einer solchen Position her selbst das wissenschaftliche Denken bereit ist, die Miturheberschaft an jenem zwölfjährigen Exil der Humanität auf sich zu nehmen, macht ein 1958 erschienenes Lexikon der Soziologie deutlich: dort wird die Anfälligkeit für die irrationalen Parolen des Antisemitismus von vornherein auf die „politisch rechtsradikalen Bewegungen" eingegrenzt.

In der Konsequenz führt solche Legendenbildung zu Verdrängungen, sie ist überhaupt nur um diesen Preis zu halten. Wenn der Autor der vorliegenden Studie, Professor an der Hebräischen Universität Jerusalem, auf die Existenz einer starken antisemitischen Tradition im modernen Sozialismus aufmerksam macht, rührt er an solche Verdrängungen.

„Kein Denker der letzten hundert Jahre" hat die Menschen, so Prof. Silberner, „mehr beeinflußt als Karl Marx". Deshalb komme seinen „Ideen von den Juden" besonderes Gewicht zu. Bei der anschließenden Überprüfung dieser Ideen geht allerdings viel Gepäck, leichtes und schwereres, über Bord.

Wie für jeden militanten Antisemiten bis hin zu Julius Streicher stellt sich für Marx „der Jude" als der Prototyp des Bösen in der Geschichte dar: „So finden wir, daß hinter jedem Tyrannen ein Jude, wie hinter jedem Papst ein Jesuit steht. Wahrlich, die Gelüste der Unterdrücker wären hoffnungslos, die Möglichkeit von Kriegen unvorstellbar, gäbe es nicht eine Armee von Jesuiten, das Denken zu drosseln, und eine Handvoll Juden, die Taschen zu plündern". Solch vertrackte Geschichtsmetaphysik, die mit dem Begriff von der „Freimaurerei der Juden" die Vorstellung einer überall anwesenden und mächtigen Organisation verbindet, hält es dann für ihre Sendung, „bloßzustellen und brandzumarken". Selbst das dumpfe antiklerikale Gefühl, die Ressentiments gegen die Freimaurer müssen herhalten, um das Judentum zu verteufeln. Das reicht bis in den persönlichen Bereich. Es hat Marx offensichtlich Freude gemacht, die Juden „anzugreifen oder lächerlich zu machen, so oft sich auch nur die geringste Gelegenheit dazu bot". Lasalle mußte sich als „jüdischer Nigger, Ephraim Gescheit, Baron Itzig, verfluchter Jude, Jud Süß" usw. beschimpfen lassen. Ihre theoretische Stütze findet diese Geisteshaltung in der Abhandlung „Zur Judenfrage". Dort werden die Juden als die Inkarnation des Prinzips der Ausbeutung, als das Symbol von Schacher und Schwindel hingestellt. Marx macht dabei übrigens keinen Unterschied zwischen jüdischen Kapitalisten und Proletariern, „eine Ungereimtheit, die Marxens eigener materialistischer Geschichtsauffassung ins Gesicht schlägt; ein interessantes Symptom seiner antijüdischen Voreingenommenheit".

Die Biographen haben später ihrerseits nichts unversucht gelassen, Marx vor dem Odium des Antisemitismus zu bewahren. Will man aber nicht „Wunschträume über Nachweisbare Tatsachen stellen, muß man Marx geradezu als ausgesprochenen Antisemiten bezeichnen". Die Schlußfolgerung erscheint zwingend: „Ob Marx es wollte oder nicht, er hat machtvoll dazu beigetragen, . . . antisemitische Vorurteile hervorzurufen, . . . denn Millionen haben ‚Zur Judenfrage' mit dem gleichen Eifer und der gleichen Inbrunst gelesen wie das ‚Kommunistische Manifest' ".

Manch einer wird sich mit dieser Korrektur des landläufigen Marx-Bildes nur schwer abfinden können. Das gilt auch noch in einer anderen Hinsicht: Marx, selbst Jude, aufgewachsen in einer Umgebung „assimilationssüchtigen Reformjudentums", hat die als schimpflich empfundene Herkunft offenbar dadurch vergessen machen wollen, daß er sich von ihr öffentlich durch Polemik und Feindschaft absetzte. Diesen Selbsthaß des Konvertiten teilt er, mehr oder weniger, mit Lasalle, Victor Adler und Lazare. Marx war dennoch kein im strengen Sinne politischer Antisemit. Pressionen und gewalttätige Formen der Diskriminierung hat er niemals in Erwägung gezogen. Das trifft auch für Proudhon, Engels und Leroux zu. „Antijüdische Maßnahmen" dagegen, die im Grunde bereits auf eine „Endlösung" herauslaufen, forderten Fourier (wirtschaftlicher numerus clausus), Picard (Entzug der Bürgerrechte) und Alhaiza (Ausweisung). Andere rechtfertigten Progrome (Duchêne), sahen im Juden den ewigen Ausbeuter des Nichtjuden (Tousenel), einen unversöhnlichen Feind der arischen Rasse (Tridon, Regnard) und riefen nach totaler Vernichtung (Dühring).

Mit Ausnahme der Saint-Simonisten haben schließlich nahezu alle Sozialisten des 19. Jahrhunderts die Juden „als Verkörperung sozialen Schmarotzertums" angesehen. Das führt zur Frage nach der Entstehung dieser sozialistischen Abart des Antisemitismus.

Hier muß die vom Autor angewandte historische Methode, die nur die quellenmäßig belegbare Aussage kennt, freilich kapitulieren. Es bleibt bei dem allgemeinen Hinweis auf die Kongruenz von bürgerlichem und sozialistischem Antisemitismus, die beide grosso modo auf dieselbe Wurzel zurückgeführt werden. Antisemitismus sei nur eine von vielen Phobien, verursacht durch Frustrationskomplexe. Diese Erklärung überzeugt nicht.

„Die Folgen des sozialistischen Antisemitismus", so stellt der Autor selbst fest, „sind nicht leicht zu bewerten. Eins steht jedoch fest: innerhalb der sozialistischen Bewegung stellte der Antisemitismus einen korrumpierenden Faktor dar . . . Sie lassen auch, sofern man überhaupt von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen darf, eine neuerliche Annäherung von Sozialismus und Antisemitismus als durchaus möglich erscheinen . . . Dazu bedarf es keiner Änderung der sozialistischen Theorie."

Rolf Freienohl

Enzensbergers Einzelheiten

Hans Magnus Enzensberger: Einzelheiten, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M., 1962; 364 S., 15,80 DM.

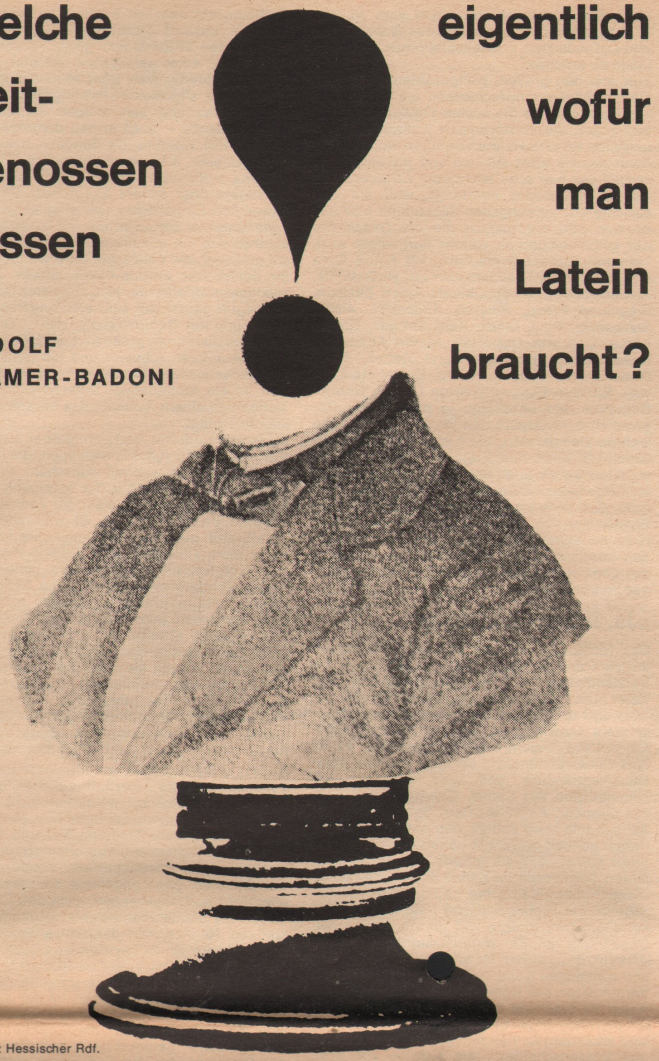
Enzensberger hat diesmal nicht viele schöne Kinderreime versammelt, sondern seine virtuosen Essays über Wochenschau, Tourismus, Taschenbuch, zwei Zeitschriften, den Versandkatalog des Hauses N., kurz, über das was er mit dem zwar schärferen, aber ebenso wie „Kulturindustrie" nicht exakten Namen „Bewußtseins-Industrie" belegt. Seit das Gottesgnadentum zerfallen und Herrschaft „prinzipiell ungesichert" ist, bedarf sie nach Enzensberger „andauernder Rechtfertigung" vor den Beherrschten, die heute durch Massenmedien gewährleistet wird. Enzensberger verkennt die Natur des hochindustriellen Gesellschaftsgetriebes, das zum perpetuum mobile geworden ist und Rechtfertigung kaum mehr nötig hat. Wo „Herrschaft" nur noch eine neutrale sozialwissenschaftliche Kategorie darstellt, haben die Massenmedien eher kybernetische als ideologische Funktionen. Die „Bewußtseins-Industrie" ist in Wahrheit eine Industrie zur Verhinderung von Bewußtsein, zur sozialen Konditionierung mittels pausenloser „Information". Enzensberger, der auf der ersten Seite Marx zitiert, nennt ihre Konsequenzen: „geistige Ausbeutung" des Individuums, „immaterielle Verelendung" besonders der bildungsunterprivilegierten Schichten; er erklärt, wie die „Schlüsselindustrie unseres Jahrhunderts" andererseits ihren Widerspruch aus sich selbst hervorbringt, indem sie die Produktionsmittel für intellektuelle und poetische Arbeit bereitstellt. Gerade deshalb kann man sie nicht in unreflektierter Kulturkritik „ohnmächtig verwerfen", sondern muß sich taktisch „auf ihr gefährliches Spiel einlassen", was Enzensberger denn auch mit Erfolg und ohne weitere Konzessionen praktiziert.

Auf den analytischen FAZ-Verriß „Journalismus als Eiertanz", Sackhüpfen, Blindekuh, Wurstschnappen hat Benno Reifenberg mit einer schwachen Polemik geantwortet, die den Vorwurf, die FAZ verschweige und entstelle Nachrichten, sie sei „zugleich würdevoll und servil, ehrenfest und zynisch", nicht entkräften konnte. Der Titel „Hans Magnus – ein böswilliger Leser" verriet es unfreiwillig: man benötigt guten Willen, um die Frankfurter Allgemeine überhaupt lesen zu können. Ebenso wässrig ist die Replik des MONAT-Mitherausgebers Jaesrich, dem Enzensberger „sieben Hauptfiguren konservativer Rhetorik" unterstellte. Jaesrich bricht die zweite Lanze für Neckermanns Versandkatalog und entrüstet sich: „Kann man als wahrer Freund der Menschheit eigentlich umhin, die heutige Fülle der Konsumgüter mit Wohlwollen zu betrachten?" Noch dazu, wenn man sich selbst im Vollbesitz der Kultur weiß und den unteren und mittleren Volksschichten, die es ja nicht anders wollen, den Konsumkitsch überlassen darf. Daß die „echten Bedürfnisse" dieser Schichten durch ihren sozialen Status und ein immer den längeren Hebel darstellendes Angebot vermittelt sein könnten, kommt Jaesrich nicht in den Sinn. Er spielt sich als Verteidiger von jedermanns Freiheit auf und meint Neckermanns Freiheit.

Im Mittelteil der „Einzelheiten" findet sich neben Porträts von Johnson, Grass, Walser eine prachtvolle Satire auf die „literarische Regierungspartei", wo Enzensberger seine Anti-Spezis Krämer-Badoni, Holthusen und Sieburg rupft. Im letzten Teil befaßt er sich mit der „Weltsprache der modernen Poesie", ihrem Verhältnis zu Politik und Gesellschaft; er gelangt zu ähnlichen Ergebnissen wie sein Lehrmeister Adorno, der, wenn es ernst und theoretisch wird, bis in sprachliche Einzelheiten gegenwärtig ist. „Engagement" und die wörtlich synonyme, von Passau bis Bitterfeld beliebte „Bindung" ans Reale, Positive und Gesunde werden abgelehnt. Während man mit sozialkritischem Engagement mäßige Literatur macht, ist nach Enzensberger gerade das autonome, von An- und Absichten freie Kunstwerk radikal: „Sein bloßes Vorhandensein stellt das Vorhandene in Frage". Orthodox-marxistische Literatursoziologie und auf Innerlichkeit erpichte Interpretation bieten keine Maßstäbe für die Poesie, deren „objektiver gesellschaftlicher Gehalt nirgends sonst als in ihrer Sprache zu suchen ist". Enzensberger tappt nicht in die entgegengesetzte Falle des Ästhetizismus, sondern entwickelt die „Aporien der Avantgarde", die „in den Künsten Freiheit doktrinär durchsetzen" will: „Traditionalismus schlägt heute, angesichts der Moderne, in Geschichtsfeindlichkeit, Avantgarde in kunstgewerbliche Imitation um". Auf die – das einzelne Kunstwerk nicht denunzierenden – Beziehungen der Avantgarde und ihrer mittlerweile „leeren Mobilität" zur totalitären „Bewegung" hatte schon Walter Benjamin hingewiesen. Heute wollen sich die Epigonen einstiger Kunstrevolte am eigenen Schopf aus dem Käfig der Gesellschaft ziehen: sie landen bei anarchisch aufgezäumter Beat- und Jazz-Romantik oder bei der Pseudo-Rationalität „funktionierender Texte" und monochromer Tapeten. Enzensberger hält demgegenüber fast konservativ daran fest: „Auch die moderne, wie jede Poesie, spricht von etwas, spricht aus, was uns betrifft". Zusammen mit der Kritik bewahrt sie, so hofft er, die Reste einer nicht auf die Eroberung des Weltraums zielenden Utopie. **Reiner Diederich**

Welche Zeitgenossen eigentlich wofür man Latein braucht wissen?

RUDOLF KRÄMER-BADONI



Graphik: Hessischer Rdf.

Seit Monaten wird über die Zuständigkeit der Bundesregierung für Kulturangelegenheiten gestritten. Die radikalen Föderalisten wollen erreichen, daß die Bundesgelder, die für die Wissenschaft vorgesehen sind, zwar nicht gestrichen, aber an die Länder abgeführt werden. Wir brauchen uns nicht auf einen doktrinären föderalistischen oder zentralistischen Standpunkt zu stellen. Es gibt eine viel einfachere Prozedur: Betrachten wir, wie gut oder schlecht die überregionalen Kulturangelegenheiten in der Hand der Länder aufgehoben sind. Die wichtigste dieser Angelegenheiten ist das Schulwesen. Wenn eine Familie von Essen nach Frankfurt umzieht, setzt sie voraus, daß der Sohn, der in Essen in der Obersekunda war, auch in Frankfurt in die Obersekunda gehen kann.

Seit elf Jahren, seit den „Tübinger Beschlüssen", wird in den verschiedenen überregionalen Konferenzen um eine pädagogisch sinnvolle und zugleich allen Bundesländern genehme höhere Schule gerungen. Schließlich, vor etwa zwei Jahren, haben die Kultusminister eine sogenannte Rahmenvereinbarung getroffen, die der allgemeinen Neuordnung der Oberstufe dienen sollte. Dabei wurde die Auflockerung in soundsoviele „Züge" und „Wahlmöglichkeiten" auf alle Länder ausgedehnt, und das mag man, wenn man will, Vereinheitlichung nennen. Aber gehen wir ins Detail. Sehen wir uns das Lehrfach Latein an. In dem Hessischen Erlaß vom 9. November 1961 über die neuen Bildungspläne heißt es (unter 1 b):

„Im neusprachlichen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Typ der Gymnasien gilt grundsätzlich Englisch als 1. Fremdsprache. Als 2. Fremdsprache ist an allen Gymnasien, die . . . mindestens zwei Parallelklassen haben, Latein und Französisch zur Wahl zu stellen. Dies setzt jedoch voraus, daß sich arbeitsfähige Gruppen für jede der beiden Sprachen entscheiden".

Das heißt, man überläßt es in den nichthumanistischen, also in fast allen Gymnasien, den Schülern oder ihren Eltern, ob Latein gelehrt wird oder nicht. Der Essener Obersekundaner wird in Frankfurt natürlich eine Schule finden, an der sich genügend Eltern für das Latein als Haupt- oder Wahlfach entschieden haben; vielleicht, aber nicht unbedingt, bestehen an derselben Schule auch von allen übrigen Wahlmöglichkeiten gerade die, die er in Essen gewählt hatte. Wie aber, wenn seine Eltern in eine Kleinstadt umziehen müssen? Was er dann antrifft, verrät uns der nächste Absatz des Erlasses.

„An kleineren Gymnasien des neusprachlichen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Typs können die Schulleiter und ihre Kollegen mit Zustimmung des Schulelternbeirates festlegen, ob bis auf weiteres an Stelle von Latein Französisch als zweite Fremdsprache gelehrt wird. Hierüber ist der Schulaufsichtsbehörde zu berichten".

Möglich, daß der Junge wenigstens einen wahlfreien Unterricht in Latein antrifft, aber auch das ist nicht sicher. Mit einem Wort: Den Eltern, beziehungsweise den Schülern, ist die Handhabe gegeben, an allen nichthumanistischen Gymnasien das Latein binnen weniger Jahre vollständig verschwinden zu lassen.

Und was bedeutet das? Da für eine ganze Reihe Studienfächer an der Universität Lateinkenntnisse, und zwar ausreichende Lateinkenntnisse, Vorbedingung sind, ist von nun an den deutschen Abiturienten eine ganze Reihe Studienfächer wesentlich erschwert. Sie müssen unter Umständen während des Universitätsstudiums den Lateinstoff von vier bis acht Schuljahren nachholen. Und warum das? Multum, non multa — das ist in Ordnung: besser von wenigem viel, als von vielerlei wenig.

Gehört das Latein jedoch zu den Multa? Latein gehört auf die höhere Schule, gleichgültig, um welchen Schultyp es sich handelt. In einer so elementaren Sache ist es dem Staat einfach nicht erlaubt, eine Wahlmöglichkeit zu eröffnen. Wir leben in einer Welt, die von der europäischen Wissenschaft bestimmt ist, und die europäische Wissenschaft basiert auf der lateinischen und teils auf der griechischen Nomenklatur.

Wer weiß denn, wofür sich das zehnjährige oder vierzehnjährige Kind eignet oder eines Tages entscheiden wird? Und: Wieviel Eltern wissen eigentlich, wofür man das Latein, das angeblich kein Mensch braucht, trotzdem braucht? Jedes Jahr also sollen Tausende und Abertausende von Eltern sich den Kopf darüber zerbrechen, was ihre Kinder einmal werden und vor allem: was sie einmal auf keinen Fall werden sollen. Und jedes Jahr müssen die Lehrer Tausenden und Abertausenden von Eltern klarmachen, wofür man das Latein braucht und wofür nicht.

Um es ganz äußerlich zu begründen: Lateinkenntnisse nachweisen müssen Juristen, Mediziner, Pharmazeuten, künftige Studienräte, die Religion, Deutsch, Geschichte oder fremde Sprachen lehren wollen. So ist es an der Frankfurter Universität, an anderen ist es ein wenig anders. Und das ist nur eine äußerliche Begründung, es gibt tiefergehende Gründe für die Pflege des Lateins.

So weit waren meine Überlegungen gediehen, als ich mir sagte: Ich muß nun einmal mit dem zuständigen Referenten im Kultusministerium sprechen. Ich kenne ihn seit unserer gemeinsamen Studienzeit, er ist ein vernünftiger Mann, vielleicht wird er mir ein besseres Licht aufstecken.

Ich erfuhr folgendes: An 167 hessischen Schulen, die man früher Realgymnasien nannte, haben sich die Eltern nur in einem einzigen Fall für die Abschaffung des Lateins entschieden. Mit dieser Mitteilung verband der Referent die dringende Aufforderung, nicht eine theoretische Konstruktion, sondern „die Wirklichkeit" ins Auge zu fassen. Und lächelnd sprach er von der „Lateingläubigkeit" der Elternschaft. Die Wirklichkeit, die die hessischen Eltern gewählt haben, ist in der Tat verblüffend. Für den Augenblick hat sich also gar nichts geändert, weil die Eltern das althergebrachte Schulfach Latein beibehalten wollen.

Verständlich ist daher meine nächste Frage: Warum setzt man dann aber von Amts wegen das Latein der Abwählbarkeit aus? Weil Latein ohne Griechisch sowieso nur eine halbe Sache ist, so hörte ich, und weil durch das Studium der französischen Klassik und Moderne ein ebenso ernsthafter und dazu viel lebendiger Zugang zur Antike eröffnet wird.

Das sind Gründe, die mich nicht überzeugen. Tröstlich war mir allein die Tatsache der vorläufigen Lateingläubigkeit der Eltern — die freilich ebensogut eine vorläufige konservative Trägheit sein kann, die sich über kurz oder lang verliert. Und dann tritt eben die theoretische Konstruktion ein, die nicht ich besorgter Schülervater, sondern das Ministerium erfunden hat.

Aber bei dem Gespräch erfuhr ich noch etwas anderes: Die süddeutschen Staaten (Bayern und Rheinland-Pfalz) machen bis jetzt, zwei Jahre nach den Beschlüssen der Kultusminister, nicht die leiseste Miene, ihr Schulwesen umzugestalten. Ja, Bayern läßt sogar als einziges Bundesland das Schuljahr im Herbst beginnen, da verliert also der Essener Junge, falls seine Eltern nach Bayern ziehen müssen, zur Begrüßung noch einmal ein halbes Jahr.

Nun mag der Schuljahrbeginn nach den großen Sommerfreien sogar vernünftig sein, und die übrigen Bundesländer müßten sich in diesem Punkte nach Bayern richten, aber wer auch immer sich nach wem richten müßte, es geschieht nicht, und siebzehn Jahre nach Kriegsende gibt es nicht einmal einen einheitlichen Schuljahrbeginn in Deutschland.

Was folgt aus alledem? Für mich als Vater von Schülern und Studenten ganz schlicht dies: Fort mit der Schulhoheit der Länder, die in fast zwanzig Jahren keine Nägel mit Köpfen fertiggebracht haben! Diese Forderung richtet sich nicht gegen den Föderalismus, den man übrigens für Bayern besser Partikularismus nennen sollte. Sie richtet sich auch nicht gegen die Existenz von Länder-Kultusministerien. Die Länder sollen ruhig alle ihre bisherigen Kulturaufgaben behalten, nur die eine nicht: das Schulwesen.

Kurzfilmtage

Der Anspruch der **Mannheimer Filmwoche** auf internationale Respektabilität — wie sie den westdeutschen Kurzfilmtagen in Oberhausen zukommt — ist unbegründet. Was vor zehn Jahren mit einigem Erfolg als Kultur- und Dokumentarfilmwoche begonnen wurde, dokumentierte allenfalls Lässigkeit bei der Programmauswahl oder Unzulänglichkeiten einiger Regisseure. Keinesfalls erreichte, was sich vom 15. bis 20. Oktober auf der Mannheimer Leinwand darbot, das Niveau, das man von einem Festival erwarten muß.

Die Woche offenbarte zudem die Situation des „Jungen Deutschen Films". Der oberhausener Schuh erwies sich als einige Nummern zu groß, der Versuch, den deutschen Film neu zu schaffen, als Espressoideologie. So bei Krüttner, Dörries und Urchs, dem man bestenfalls die Belebung des deutschen Zeichentrickfilms freudig zugestehen kann. Vorgegebenes Engagement entlarvte sich als verquollenes Schemadenken oder metaphysisches Geplapper.

Der Rest ist Fernsehen. Schamonis „Die Teutonen kommen", ironischer Bericht über die deutsche Landnahme in Spanien, und zwei TV-Reportagen des Teams Strobel-Tichawsky über die sozialen Mißstände in Süditalien und den deutschen Städtebau. Was diese nüchternsachlich auf die Leinwand brachten, ist in der Tat die einzige Hoffnung: Verzicht auf den Gag, solides Filmkönnen, guter Kommentar und thematisches Engagement legen ihren Gegenstand offen, machen ihn greifbar, liefern ihn nicht Lächerlichkeit sondern kritischer Analyse aus. Hier ist zweifellos die klare Konzeption, die Maßstäbe setzt, nicht zuletzt für die Beurteilung der ganzen Gruppe.

Was deutschbelichtet weiter die Leinwand überschwemmte, war größerenteils aufgeputzte Ideologie übelsten Schlages. Die These „Hast Du was, dann bist Du was" vereinte totale Aufgabe der Kritik, üble Witzchen über den französischen Widerstand und Diskreditierung politischen Engagements. Die Zufriedenheit war global, ergriff Neger in New Orleans, Chinesen in Hongkong, den deutschen Hilfsarbeiter wie die Alten im Fürsorgeheim. Etwaige gute Absicht strauchelte über platt-schwulstigen Kommentar. So werden „Algerische Partisanen" ihrer militärisch-historischen Aufgabe weitgehend entfremdet, entschweben sanft ins Lyrische. Die Problematik von Auftragsproduktionen demonstrierte diesmal „Alvorada-Aufbruch in Brasilien", der die wirklichen sozialpolitischen Fragen dieses Landes zugunsten der Mannesmann-„Entwicklungshilfe" verschweigen muß, damit bestenfalls den Ansprüchen eines kleinstädtischen Filmklubs genügen kann.

Verzicht auf antifaschistische und antimilitaristische Stoffe ist ein weiterer blinder Fleck auf dem Spiegel deutscher Kurzfilmlauterkeit. Lediglich „Maniac" von Rischert nahm sich auf nicht alltägliche Weise dieses Themas an: er abstrahierte den atomaren Selbstmord auf ein mathematisches Problem, das vergeblich auf Lösung durch einen Roboter wartet.

Das ist bemerkenswert im Gegensatz zur Behandlung dieses Themas in „A Plain Man's Guide to Advertising" (England) oder im kanadischen „Very Nice, Very Nice", die beide ihr Objekt als unabwendbar hinnehmen, damit allenfalls aus Jazzkellern das sentimentale „Jaso-ist-es" hervorlocken. Totale Resignation zeigt sich auch bei „A Lecture of Man" (England), der gleichfalls in MAD-Manier von seinem Objekt retiriert, um sich in Zukunft dem Hunde als Studienobjekt hinzugeben. Sentimentalität aktiviert auch der polnische „Zauberer", der den Militarismus dämonisiert, ihn damit menschlicher Verantwortung entrückt und entschuldigt. Auf Reflektion zielte dagegen der andere polnische Beitrag „Ambulans": unpathetisch registriert er peinlich genau die technischen Vorbereitungen zur Vergasung von Kindern in einem der berüchtigten KZ-„Sanitätswagen".

Die Objektivierung der Zeit der Rassendiskriminierung und Deportationen unter dem deutschen Faschismus in „Le Temps du Ghetto" war denn auch einer der wenigen Höhepunkte der Filmwoche. Dieser abendfüllende Film erreicht mit Verbindung von dokumentarischem Material und eingeblendeten Zeugenaussagen Überlebender eine Intensität, die der des KZ-Films „Nacht und Nebel" von Alain Resnais um nichts nachsteht. Ebenfalls mit Rassendiskriminierung — diesmal in Südafrika — befaßt sich ein weiterer, dänischer Film, „Dilemma", der zwar seine stärksten Momente in den dokumentarischen Folgen hatte, aber, obgleich unter schwierigsten Bedingungen gedreht, auch in seinem dramatischen Teil gültige Aussagen machte.

Auch die übrigen abendfüllenden Filme verwiesen die deutsche Konkurrenz auf die angestammten hinteren Plätze. Die logische Weiterentwicklung der „Neuen Welle" zeigt der Franzose Rozier bei seinem Spielfilmdebut mit „Adieu Philippine": einfache Story. Verzicht auf Dekors und Stars, Authentizität in Spiel und Milieu. Rozier bestätigt ebenso wie der Japaner Susumi Hani, dessen „Bad Boys" wir sahen (in Tokio zum besten Film des Jahres erklärt), die internationale Tendenz zu Aufrichtigkeit und Wahrheit in der Darstellung der Wirklichkeit.

Den zweifellos stärksten Eindruck hinterließ Ugo Gregorettis „I Nuovi Angeli", eine genaue und kritische Schilderung der italienischen Gesellschaft, die jeden soziologischen und geographischen Raum umfaßt, dabei wohltuend auf die Klischees verzichtend, ohne die de Sica und andere „Ehemalige" scheinbar nicht mehr auskommen wollen. Eine Sonderstellung nimmt auch Polens „Allerseelen" ein. Thematisch — er behandelt die Integration der polnischen Kriegsjugend in die neue Gesellschaft gibt es Berührungspunkte zu „Asche und Diamant". Aber Konwicki lyrisiert seinen Stoff, verklärt seine Personen, schafft eine andere Realität, erreicht jedoch auch formal nicht die Ausdruckskraft Wajdas.

Qualitativer Mischmasch durchzog das nicht konkurrierende Informationsprogramm. Auf vieles hätte man zugunsten weniger bekannter Gruppen und Filmländer verzichten können. Die newyorker Schule war nur mit einem Film vertreten. Erfreut registrierte man auch einen Streifen aus Kuba, der unambitioniert das sorglose, nicht von amerikanischer Invasion bedrohte Strandleben von Havanna zeigte. Hier liegt unserer Meinung nach die Richtung für das kommende Jahr wie für alle weiteren: Aufgabe der bisherigen Konzeption zugunsten der Information über unbekannte Produktionen.

Freilich muß man dazu mehr Sorgfalt und Mühe — wahrscheinlich auch Geld — aufwenden als bisher, darf man eine Retrospektive (in diesem Jahr dem Argentinier Leopoldo Torre-Nilsson gewidmet) nicht mit drei Filmen verkümmern lassen, sollte man einen japanischen Film nicht mit dürftigen englischen Untertiteln sondern mit schriftlich fixierter Dialogübersetzung versehen; muß man Filme, die wie „Die Prämie" oder „Ein Mann ist ein Mann" aus persönlichen Gründen ins Programm rutschten, der wohlverdienten Liquidierung anheimfallen lassen.

Andernfalls bleibt für Mannheim, sein Thema „Der Mensch in unserer Zeit" analog zu „A lecture on Man" abzuändern: „Der Hund in unserer Zeit — das Festival der Tierfreunde".

Hanns Fischer

Alfred Kantorowicz

ZWIESPRACHE MIT KARL MARX

Graphik: Hessischer Rundfunk

La trahison des clercs, das Wort des französischen Philosophen Julien Benda vom Verrat der Gebildeten, war Thema eines Beitrages über die „Konservative Revolution" in unserem August-Heft. Raymond Aron hat den gleichen Vorwurf gegen die linke Intelligenz erhoben, sicherlich nicht mit geringerem Recht. Der heutige Beitrag in dieser Reihe hat den nicht alltäglichen Vorzug, keine Polemik „aus zweiter Hand" zu sein. Das Manuskript, das für die DISKUS-Vorveröffentlichung gekürzt werden mußte, wird im Frühjahr 1963 mit einer Reihe weiterer Aufsätze (u. a. von Zwerenz und Zehm) als Paperback beim Walter-Verlag, Freiburg, erscheinen.

Meine Generation war der Kindheit kaum entwachsen, als der erste Weltkrieg begann. Die Überlebenden, die 1918 aus den Schützengräben stiegen, fanden eine materiell, geistig und moralisch in Unordnung geratene Gesellschaft vor, die ihnen keine Sicherheit mehr gewähren konnte. Die Inflation entwertete nicht allein die Spargroschen der Arbeiter und das Vermögen der Mittelschichten, sondern auch die überkommenen gesellschaftlichen Bindungen und Wertsetzungen. Wie das Untergangsmotiv in einer Wagneroper tauchten schon 1919 die ersten Hakenkreuze an den Stahlhelmen der entwegten Jugend auf. Die Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg beraubte den deutschen Sozialismus seiner humanisierenden Komponente, der geistigen Gegenkraft gegen das Vordringen der unmenschlichen Funktionärsdiktatur.

Es war in jenen Nachkriegsjahren, die alles umwerteten, für die deutsche Jugend schwer, zu einem ausgeglichenen neuen Lebensgefühl zu finden. Die Radikalisierung bleibt verständlich. Die Wurzeln späterer Wirren reichen bis in diese Zeit zurück. Viele flüchteten in falsche Gemeinschaften. Der Individualismus hatte seinen Glanz verloren, er war zum Elend des Ausgestoßenseins geworden. Mit zehrenden inneren Kämpfen versuchten Einzelgänger aus dem Chaos ihr neues Weltbild zu formen.

Da die überkommene bürgerliche Ordnung aus den Fugen war, unzeitgemäß geworden zu sein schien, begaben wir uns auf die Suche nach Propheten neuer, den Forderungen des Zeitalters angemessenen gesellschaftlichen Bindungen. Dabei stießen wir auf Marx. Hatte er nicht recht behalten mit seiner Voraussage, daß die kapitalistische Wirtschaft zu Krisen und Kriegen führte, und mußten wir demnach nicht seiner Errechnung vertrauen, daß nach der Abschaffung der „Ausbeutung des Menschen durch den Menschen" in einer vernünftigen Planwelt jedem das Seine zugänglich sein würde? — keine Unterdrückten mehr und keine Unterdrücker; mit der Aufhebung der Klassenwidersprüche verliert auch der Staat als Machtinstrument der jeweils herrschenden Klasse seine Funktion; die wahre Freiheit beginnt, die Verbrüderung von Völkern, Nationen, Rassen; der allgemeine Wohlstand scheint gesichert, der Mensch, von Lebensnot und Lebensangst befreit, wird menschlicher! Wie viele solcher Träume träumten wir, verführt von den Visionen eines strengen und mächtigen Geistes.

Was ist aus diesen Träumen geworden, die wir uns während der Inflationszeit in ungeheizten Studentenbuden und bei der täglichen Rübensuppe in der Mensa vorgaukelten? Keine Unterdrückung mehr und keine Unterdrücker? Vierzig Jahre nach dem Vollzuge der Revolution, die sich auf die Lehre von Marx berief, ist in dem Teil Deutschlands, in dem vorgeblich Marxisten an der Macht sind, die Unterdrückung des Volkes total — neuerdings versinnbildlicht in der Mauer, die den 17 Millionen Gefangenen den letzten Fluchtweg versperrt hat.

Keine Ausbeutung mehr? Gerade die Arbeiter sind doch ihrer Freizügigkeit beraubt worden, in halbe Leibeigenschaft zurückgeworfen, Fronvögten und Antreibern preisgegeben.

Abschaffung der Klassen? Die neue Kaste der zumeist durch politisches Intrigantentum und Willfährigkeit gegenüber den Besatzern hochgekommenen oder eingesetzten Funktionäre — deren abscheuliche Verkörperung wir im Typ Ulbricht finden — ist so ruchlos, grausam und korrupt wie nur je irgendeine herrschende Klasse.

Minderung oder gar Ende gar Abschaffung der Staatsmacht? Der vielgeschmähte preußische Polizeistaat von ehemals, den wir durch den Umsturz von 1918 für immer überwunden glaubten, war ein Hort des Rechtes und der Sicherheit im Vergleich mit der gesetzlosen Willkür des totalitären Staates, der jeden Schritt aller seiner Bürger überwacht und lenkt, von der Geburt bis zum Tode. Ein von Not und Angst befreites menschlicheres Leben? Ach, wer in Ulbrichts Machtbereich von Menschlichkeit zu sprechen wagt, sieht sich des Hochverrats beschuldigt. Das war offenkundig am Ende des langen Weges, vierzig Jahre nachdem wir zuerst aufgebrochen waren; angerührt von der Hoffnung auf das Gelobte Land der Verheißung.

Nur eine Kinderkrankheit?

In der Zeit der Todeskrise der Weimarer Republik trösteten wir jüngeren Intellektuellen — soweit wir der kommunistischen Partei verbündet waren — uns über die Sturheit und Dummheit der Parteiwebel des Thälmann'schen Zentralkomitees hinweg mit der Bezugnahme auf Lenins berühmte Schrift: „Der Radikalismus — die Kinderkrankheit des Kommunismus". Wir glaubten, daß die Fehler, Schwächen, Engstirnigkeiten, Roheiten und Ungerechtigkeiten des Parteiapparates, die wir von Beginn an mit steigender Bitterkeit und innerem Widerspruch empfanden, solche vorhergesagten „Kinderkrankheiten" wären, die mit der Reife und Festigung der Partei überstanden sein würden. Damals war ja nicht nur die kommunistische Partei bedroht, sondern auch der Humanismus, den wir gerade im Marxismus aufgehoben wähnten.

Der Schrecken des Faschismus, der sich in den dreißiger Jahren zur Weltbedrohung auswuchs, blieb damals die nächstliegende Gefahr, der es zu wehren galt. Die Lügen, die Verbrechen, die Massenmorde, die beständige Kriegsdrohung des Nazismus-Faschismus standen vor uns; des Feindes in unserem Rücken; der Parteibürokratie und der stalinistischen Gewaltherrschaft achteten wir im Westen Europas zu wenig, so lange wir wie gebannt auf das Ungeheuer starrten, das sich anschickte, die noch freien Völker Europas, bei denen wir Zuflucht und in denen wir Verbündete gefunden hatten, zu unterjochen.

Damals billigten viele freiheitlich gesinnte Männer, gerade solche, die später zu Vorkämpfern gegen den stalinistischen Terror wurden, unser Verhalten, sie unterstützten uns in unserem Kampf, ihr Zutrauen bestärkte uns, daß wir das Rechte taten. „Ja, ich bin mit Euch — Euch, dem besseren Deutschland, das leidet, aber kämpft", schrieb Romain Rolland an mich, als wir uns nach den Bücherverbrennungen vom 10. Mai 1933 zusammenschlossen, um das Wahrzeichen einer „Deutschen Freiheitsbibliothek" im Auslande zu errichten.

Wer von den großen, weltgeachteten Humanisten, durchaus einbeschlossen die konservativen Geistigen, die die besten Traditionen Europas gegen die zerstörerische Tollwut der entfesselten Horden Hitlers bewahren wollten, war denn damals nicht mit uns und für uns? Man vergißt das hier allzu leicht oder richtiger: man hat es gewaltsam verdrängt, weil die Geschichte der vergangenen Jahrzehnte hier wesentlich und vordringlich als die Geschichte der kommunistischen Gefahr dargestellt wird. Man will vergessen machen, daß André Gide und die Curies, Theodore Dreiser, H. G. Wells, Aldous Huxley, Thomas Mann, Albert Einstein, Siegmund Freud, Picasso, Toscanini, Albert Schweitzer, Paul Tillich, Käte Kollwitz, Garcia Lorca, Carl von Ossietzky, Martin Andersen-Nexö, Haldor Laxness, Karel Capek, Tibor Dery, Charlie Chaplin, Nehru, Ernest Hemingway, Bertram Russell, George Orwell, George Bernanos und unzählige, ja nahezu die Gesamtheit der vornehmsten Denker, Dichter, die wahren Demokraten, die Liberalen, die freien Geister in allen fünf Erdteilen von Schrecken ergriffen waren über den Aufbruch der Unterwelt im Herzen Europas — was dahinter, jenseits der schwarzen Wälder in den großen Ebenen vor sich ging, war nicht so nah, schien nicht so unmittelbar bedrohlich. Ja, es hatte den Anschein, als fände sich dort, wenngleich aus ganz verschiedenen Motiven, ein zeitweiliger Verbündeter.

„Ja, ich bin mit Euch"

Das Nichtbegreifen, das Nicht-Wissen-Wollen, die Verdrängung dieser Gegebenheit macht die Verständigung über die Motive, die uns trotz vieler böser Vorzeichen und innerer Zweifel damals und später noch ausharren ließen, so besonders schwierig. In keinem anderen westlichen Land besteht diese Schwierigkeit. Es ist dort selbstverständlich, ich sage nachdrücklich selbstverständlich, daß auch führende Antikommunisten wie Silone, George Orwell, Steven Spender, André Malraux, Salvador da Madariaga und viele andere ihre antifaschistische Vergangenheit bewußt in Leben und Werk integriert haben; daß sie gerade aus dieser militanten Bewährung im Kampf gegen die faschistischen Gewalttäter ihre Legitimation zur Absage an die kommunistische Zwangsherrschaft herleiten. Das gleiche gilt für die polnischen Oppositionellen, die ungarischen Widerstandskämpfer, desgleichen für Milovan Djilas und fast alle vormaligen Kommunisten oder zeitweiligen Verbündeten des Kommunismus von geistigem Rang. Es erscheint mir als ein Memento, daß von den ehemaligen deutschen (oder in Deutschland lebenden) antifaschistischen Schriftstellern und Wissenschaftlern, die sich, — wie etwa Arthur Koestler oder Gustav Regler — um nur zwei der bekanntesten zu nennen — zu Trommlern und Rufern im Streit gegen den Kommunismus entwickelt haben, dennoch kaum einer sich in diesem Teil des Landes wieder beheimatet hat. Ihre antikommunistischen Zeugnisse sind hier willkommen als Munition im Kalten Krieg; ihre antifaschistischen „Jugendsünden" unterschlägt oder übergeht man. Nur Randerscheinungen werden begünstigt, wie einige McCarthyisten, die in USA ihren Nährboden verloren haben und seitdem die hier unentwegt dauernde Hochkonjunktur des klischierten „Antikommunismus" nützen; Typen wie der schollenverwurzelte, heimatverbundene, deutschbewußte Österreicher mit der amerikanischen Staatsbürgerschaft, der hier allwöchentlich in einem Massenblatt seine leicht analysierbaren Neurosen durch denunziationisches Geschrei gegen die „heimatlose Linke" abreagiert. Gerade sie, von denen keiner jemals in einem Lager gesessen hat, in der Illegalität war, in Spanien das Seine tat, sondern von denen nicht wenige in ihrer kommunistischen Frühzeit 200%ige Scharfmacher waren, einige im sowjetischen Geheimdienst gegen Barzahlung Spionage trieben, auch wohl Menschen der Gegenseite den Vollzugsorganen der GPU ausgeliefert haben und die seit ihrer „Erleuchtung" das gleiche Geschäft mit anderem Vorzeichen weiter betreiben — gerade sie, diese Gilde der „Ehemaligen" sind es, die neben so vielen anderen Vorbehalten ein schweres, zusätzliches Hemmnis unserer letzten Entscheidung waren; denn wahrhaftig, mit ihrem „Antikommunismus" wollte man sich ebenso wenig gemeinmachen wie mit dem Hitlers und mit ihnen wollte man um keinen Preis verwechselt werden.

Als Munition im Kalten Krieg

Solche Betrachtungen, ich weiß es wohl, haben den fatalen Beiklang, als wolle man eigene Gedankenschuld — denn von anderem kann bei Intellektuellen, die in der Partei nie eine Funktion ausübten, wohl nicht die Rede sein — hinter Ausflüchten verbergen. Wenn aber der Verständlichmachung des langen, umwegigen Prozesses der Loslösung vom Wunschdenken gedient sein soll, daß trotz der offenkundigen Pervertierung sozialistischer Inhalte durch die profanen Machthaber von gestern und heute in der Perspektive soziale Ordnung und geistige Freiheit in Einklang zu bringen sein würden, dann kann ich nicht umhin, gerade hier in Westdeutschland die bedrängende Frage nach der Alternative zu stellen, die sich uns anbot, beziehungsweise nicht anbot.

Es ist ein generelles aber zugleich in besonders überschärftem Maße ein spezielles deutsches Problem, mit dem wir konfrontiert waren und das mit unserer Desillusionierung, unserem wachsenden Widerspruch gegen Theorie und Praxis der kommunistischen Diktatur dialektisch verschränkt war. Dem Antikommunismus wohnt ganz allgemein, — wenngleich in unterschiedlichem und seit einigen Jahren rückläufigem Maße — auch in den demokratischen Staaten des Westens die Tendenz zum Totalitarismus inne, also eben genau das, wogegen wir uns auflehnten und wovor wir am Rande ins innere oder äußere Exil flohen. Die Wortführer und Einpeitscher des eingleisigen Antikommunismus beharren mit ähnlicher Unduldsamkeit wie die kommunistischen Funktionäre auf geistiger und politischer Unterwerfung unter ihr doktrinäres Freund-Feind-Denken. Die Inquisitionsmethoden der McCarthyisten (als Sammelbegriff gebraucht) sind eine ungefähre Entsprechung der Gehirnwäsche, die im Orbit der östlichen Diktaturen praktiziert wird, wenngleich dort viel totaler, robuster und mit gefährlicheren Konsequenzen für die Betroffenen — insofern ist ein quantitativer Unterschied zuzugestehen von einem Ausmaß, das bereits in Qualität umschlägt.

Gedankenkontrolle, Verfolgung oder zumindest Diskriminierung von Intellektuellen, die ihre Unabhängigkeit zu wahren wünschen, sind Wesensmerkmale nicht nur der kommunistischen Apparatschiks, sondern auch der antikommunistischen Zeloten, und es ist wahrhaftig kein Zufall, daß aus dem Antikommunismus oder unter dem Vorwande des Antikommunismus, vielerorts Nazismus, Faschismus, blutrünstiger Terror, gnadenlose Unterdrückung Andersdenkender hervorwuchsen. In Ländern mit echten demokratischen und freiheitlichen Traditionen wie England, Frankreich, USA, Holland, Belgien, der Schweiz, den skandinavischen Staaten etc. ist (soweit sie überhaupt bestand) die Gefahr der von politischen Abenteurern und Bauernfängern jahrzehntelang manipulierten Vortäuschung: der Kampf gegen den Kommunismus oder Bolschewismus nötige zur Aufhebung der Freiheit, bald gebannt worden.

Anders in Deutschland, wo der eingleisige Antikommunismus die Erbschaft und den Virus des Nazismus in sich trägt, wo zudem nicht die demokratische sondern die autoritäre Staatsform ihre nachwirkende Tradition hat und wo der Anti-Intellektualismus, die Verohnmachtung nicht nur etwa der marxistischen, sondern auch der liberalen, ganz allgemein der unabhängigen, nicht zu normierenden, nicht den Erfordernissen der Staatsräson zu unterwerfenden Geister das Kennzeichen der schwärenden deutschen Misere ist. In der Bundesrepublik, mehr als irgendwo sonst in der westlichen Welt, die faschistischen Diktaturen in Spanien und Portugal natürlich ausgenommen, ist der Antikommunismus — jene Spielart des Antikommunismus, die Thomas Mann „die Grundtorheit unserer Epoche" genannt hat — ein Deckmantel der Hinterabsicht: die Aufklärung rückgängig zu machen, also nicht nur Marx, sondern auch Voltaire und Lessing, Heine und Brecht unter Bann zu stellen.

Vom Ende einer Utopie

Unsere öffentliche Absage an den totalitären Kommunismus lief Gefahr, vom totalitären Antikommunismus (dem der Faschismus immanent ist) mißbraucht zu werden. Unsere Flucht vor dem „Feuer der Despotie" sollte uns nicht in den „Rauch der Knechtschaft" führen, uns nicht zu Soldschreibern, Zutreibern, Agitatoren jener noch und wieder tonangebenden verhängnisvollen Kräfte machen, die unter dem Vorwande der Rettung des Abendlandes vor der bolschewistischen Gefahr die abendländische Kultur und Zivilisation, vor allem aber das deutsche Geistesleben, zerstampft haben wie eine Büffelherde. Unsere Flucht, unsere Absage an die Gewalttäter im verwesten Gebiet zwischen Elbe und Oder durfte und sollte als unser Ja zur progressiven Demokratie, aber nie und nimmer zur regressiven Restauration verstanden werden, die sich in diesem Teil des Landes gerade durch die neuerdings wieder anschwellende Intellektuellenhetze, die Entheimatung der unabhängigen Geistigen bedrohlich geltend macht. Deshalb zogen sich viele alte Kommunisten, die noch die menschenfreundlichen Grundzüge und Leitmotive des Kommunismus gekannt haben (so wie er in einem Karl Liebknecht, einer Rosa Luxemburg, einem Hermann Duncker sich verkörpert hatte) mit ganz wenigen unrühmlichen Ausnahmen eher ins innere Exil zurück — das es sehr wohl gibt — als sich entweder von den Professionals der antikommunistischen Hetze in diesem Teil des Landes in Anspruch nehmen zu lassen oder bei Weigerung diesen Hexenjägern und Rufmördern rückhaltlos ausgeliefert zu sein. Für sie ist im großen Glaubenskrieg (lies: weltweiten ideologischen Antagonismus) unserer Übergangszeit das Bekenntnis des Simplicius Simplicissimus zwischen den starren, fanatisierten, unversöhnlichen Dogmatikern der Religionskriege des 16. Jahrhunderts gültig geblieben:

„Im übrigen aber gestehe ich, daß ich weder petrisch noch paulisch bin, sondern allein simpliciter glaube, was die zwölf Articul des allgemeinen heiligen christlichen Glaubens in sich halten, werde mich auch zu keinem Teil vollkommen verpflichten, bis mich ein oder ander durch genugsame Erweisungen persuadiert, zu glauben, daß er vor den andern die rechte, wahre und allein seligmachende Religion habe . . . Zu welchem Teil soll ich mich dann tun, wenn je eins das ander ausschreit, es sei kein gut Haar an ihm? . . . Ich will lieber gar von der Straße bleiben, als nur irrlaufen . . ."

Ist die äußere Entscheidung durch solche Bezüge notwendigerweise relativiert, so ist auch der innere Bruch mit dem Kommunismus, wie

Fortsetzung auf Seite 7

ZWIESPRACHE MIT KARL MARX

Fortsetzung von Seite 6

er sich uns heute darstellt, bedingt durch die perspektivische Vorschau auf künftige Entwicklungen. Heute wissen wir, nach den Erfahrungen der vergangenen Jahrzehnte, daß der Traum: der Kommunismus sei imstande, uns aus dem Reich der Notwendigkeit ins Reich der Freiheit zu führen, also „das Himmelreich auf Erden" zu verwirklichen, vermessen, um nicht zu sagen absurd war. Wir haben gelernt, daß Imponderabilien der menschlichen Natur mit den Errechnungen der marxistischen Lehre in Widerstreit geraten sind. Wir haben uns lange Zeit die Frage gestellt, ob die Entartung der auf Marxens Philosophie fußenden sozialistischen Bewegungen zu Diktaturen (keineswegs des Proletariats, im Gegenteil: ruchloser Cliquen von machtgierigen Bürokraten) — ob dieser Rückfall in die Polizeistaatlichkeit eben doch nicht zufälligen Charakters sei, sondern bedingt durch Bruchstellen im Gefüge? Wir haben gerätselt, ob zwischen Marx und Stalin irgendwann eine Entgleisung erfolgt ist oder — Marxens Lieblingsmaxime: de omnibus dubitandum gab dem Geringsten von uns das Recht des Zweifels — ob die Grundlagen selber brüchig waren.

„Moi, je ne suis pas Marxiste", hat Marx gesagt. Gewiß ist, er war kein Doktrinär. Nicht ihm, sondern denen, die sich auf ihn berufen, die ihn zum Kirchenvater und sich selber zu seinen Aposteln ernannt haben, gilt das Bedenken, daß seit dem Ende des Ersten Weltkrieges (den er mutatis mutandis antizipiert hatte) die geschichtlichen Weiterungen nur noch gewaltsam: reim dich oder ich freß dich, in seinem Gebäude unterzubringen sind. Daß die soziale Umwälzung sich nicht in den durchindustrialisierten Ländern (England, Frankreich, Deutschland, USA) mit ihren machtvollen Arbeiterorganisationen vollzog, sondern im Gegenteil in den industriell und organisatorisch zurückgebliebenen, unterentwickelten Agrargebieten Osteuropas und Asiens, widerstreitet seiner Errechnung — mögen die Vorbeter auch noch so heftig mit den Gebetsmühlen rasseln. Und daß in Deutschland die von ihm als „Lumpenproletariat" am Rande abgetanen Außenseiter der Gesellschaft in entscheidender Stunde die Herrschaft an sich reißen könnten, hat er so wenig vorgeahnt, wie er (oder irgendwer in seiner Zeit) das Düsenflugzeug, die Kernspaltung und ihre Konsequenzen als feste Größen in den Lageplan des 20. Jahrhunderts einsetzen konnte.

Die empirischen Vollzüge der von uns miterlebten, miterlittenen Dezennien hatten uns nachgewiesen, daß unsere hoffnungsvollen Interpretationen der Prinzipien des Marxismus längst zu wirklichkeits-entfremdeten Wunsch-Visionen im gesellschaftlichen Raum geworden waren. Wir mußten die alten Tafeln zerschlagen, da wir die Gebote, die auf ihnen standen, nicht mehr ernstnehmen, nicht mehr befolgen durften, soweit sie nicht ohnehin in Widerspruch mit der Wirklichkeit geraten waren. Wir hatten in unserem Streit gegen die Zeiterscheinung des Teufels, den Faschismus und seine Heerscharen, unversehens einen Pakt mit Beelzebub geschlossen. Das eschatologische Reich, dessen Verkünder wir noch in den zwanziger Jahren gewesen waren, und auf dessen endlichen Eintritt viele von uns noch nach dem Zweiten Weltkrieg hofften, enthüllte sich uns als das Gleichnis des „Tausendjährigen Reiches" Hitlers.

Wenn wir uns ratsuchend zurückwandten, die Geschichte befragten, so erfuhren wir bei Platon mehr über die Zwangsläufigkeit der Entartung jeder Diktatur zur Gewaltherrschaft, die von allen verkündeten Zielen am Ende nur noch das eine Ziel kennt: sich selbst zu erhalten. Es war ein Irrglaube, daß der Zweck die Mittel heilige. Die Mittel verselbständigen sich, sie werden zum Selbstzweck. Aus der „Diktatur des Proletariats" mußte die Diktatur der Funktionäre werden. Aber auch sonst sahen wir: dieser Vorgang war nur eine Wiederholung aller vorangegangenen revolutionären Umwälzungen in der Geschichte, die stets im Zeichen der Freiheit, der Befreiung aus den Banden mißbräuchlicher oder anachronistisch gewordener Herrschaft begannen und fast stets zu neuer Gewalttat, neuem Mißbrauch, neuer Unterdrükkung führten. Die ganze Weltgeschichte und die Weltliteratur boten sich uns zum Nachweis an: von der Heiligen Schrift bis zur Verkündigung der Menschenrechte: die ewige Wiederkehr des Gleichen im Spirallauf, der uns allerdings in Ungewißheit läßt, ob er im Verlaufe der überschaubaren Jahrtausende unmerklich auf höhere Stufen menschlicher Gemeinsamkeit geführt hat.

J. W. Goethe über die Gruppe 47

Mancher klopft mit dem Hammer an der Wand herum und glaubt, er treffe jedesmal den Nagel auf den Kopf.

Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande.

Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unglück anzurichten.

Mißgunst und Haß beschränken den Beobachter auf die Oberfläche, selbst wenn Scharfsinn sich zu ihnen gesellt.

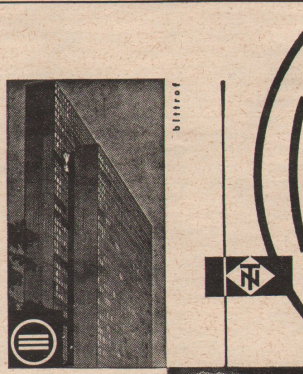
Gewisse Bücher scheinen geschrieben zu sein, nicht damit man daraus lerne, sondern damit man wisse, daß der Verfasser etwas gewußt hat.

Es ist soviel gleichzeitig Tüchtiges und Treffliches auf der Welt, aber es berührt sich nicht.

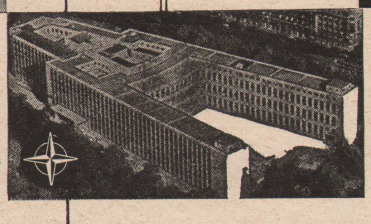
83 000 Menschen arbeiten in der Salzgitter-Gruppe

Salzgitter Industriebau GmbH, Salzgitter-Drütte
Hüttenwerk Salzgitter AG, Salzgitter-Drütte
Luitpoldhütte AG, Amberg
Kieler Howaldtswerke AG, Kiel
Borsig Aktiengesellschaft, Berlin-Tegel
Linke-Hofmann-Busch GmbH, Salzgitter-Watenstedt
Salzgitter Maschinen AG, Salzgitter-Bad
Deutsche Industrie-Werke AG, Berlin-Spandau
Salzgitter Stahlbau GmbH, Salzgitter-Watenstedt
AG Eisenhütte Prinz Rudolph, Dülmen
Deutsche Schachtbau- und Tiefbohrges. mbH., Lingen
Erzbergbau Salzgitter AG, Salzgitter-Bad
Ewald-Kohle AG, Recklinghausen
Märkische Steinkohlengewerkschaft, Heessen
Steine und Erden GmbH, Goslar
Salzgitter Eisenhandel GmbH, Hannover
DEUMU Deutsche Erz- und Metall-Union GmbH, Hannover

Salzgitter AG



Phönix Rheinrohr Düsseldorf


NATO Paris

WENN
Fernmeldeeinrichtungen für Industrie Behörden - Handel und Gewerbe
DANN
die bewährten Fabrikate der
TELEFONBAU UND NORMALZEIT
FRANKFURT AM MAIN

Unser Fertigungsprogramm umfaßt

Fernsprech-Anlagen · Elektrische Uhren und Uhrenanlagen
Arbeitszeit-Registrierapparate · Feuermelde-Anlagen
Wächterkontroll-Anlagen · Polizei-Notruf-Anlagen
Sicherungs- und Alarm-Anlagen · Lichtsignal-Anlagen
Waren-Verkaufsautomaten · Postalia-Frankiermaschinen

Partner in Freiheit: Türkei

Alle Uhren stehen auf 9.05. Nicht überall sichtbar in der Türkei, jedoch überall im Dolmabahce-Palast, in dem Mustafa Kemal Atatürk am 10. November 1938 gestorben ist. Er hatte es sich zum Ziel gesetzt, die Türkei zu einem modernen Staat umzuformen. Heute wird von türkischer Seite die Revolution von Atatürk als phönixgleiche Geburt der neuen Nation aus den Ruinen des alten Staates bezeichnet.

Von unserer Schulzeit her erinnern wir uns, daß Atatürk Fez und Schleier, die Symbole der alten Zeit, verboten hat. Als Neuerung wurde eingeführt, daß die Kaufleute bei den im Schaufenster gezeigten Waren den Einkaufs- und den Verkaufspreis anführen mußten und nur einen genau festgelegten Händleraufschlag verlangen durften. Bestechungsgelder, unter dem Namen Bakschisch bekannt, wurden verboten, sie zu beseitigen dürfte jedoch unmöglich sein. Sie sind auch heute noch ein unentbehrliches Mittel, um das Geschäftsleben in Gang zu halten. Mit orientalischer Grausamkeit wurden die für die eingeführten Neuerungen nicht sonderlich Aufgeschlossenen verfolgt, vorsichtigen Schätzungen zufolge sind der „neuen Nation" etwa 200 000 Menschen zum Opfer gefallen.

Die Trennung zwischen Kirche und Staat und die Glaubensfreiheit wurde von Atatürk eingeführt. Allerdings glaubt heute jeder Politiker, wenn man seinen Worten trauen darf, an Atatürk. Sein Bild hängt in jedem Zimmer jedes Rathauses, jedes Bordells, in jeder Privatwohnung. Meistens in Herrscherpose, nur selten volksverbundener, wie im Stadttheater von Ankara, wo Atatürk, auf einem Traktor sitzend, das Land bestellt. Nach einem Informationsblatt über Ankara ist das Grabdenkmal Atatürks das bemerkenswerteste Wahrzeichen der Stadt und es stelle ein gutes Beispiel moderner türkischer Architektur dar. Von 1944 bis 1953 wurde es auf einem Berg, von allen Seiten der Stadt gut sichtbar, erbaut. Den Weg zu dem Hauptgebäude dieses Mausoleums säumen rechts 14 hettitische Löwen, links 14 hettitische Löwen. Um einen großen Ehrenhof gruppieren sich Gebäude, in denen Erinnerungsgegenstände an Atatürk aufbewahrt werden und die große Halle, in der Atatürks Leiche an seinem 15. Todestag beigesetzt wurde. Stolz wird vermerkt, daß fast 30 verschiedene Sorten Marmor und Travertin verwendet wurden. Die Vergleiche, die sich deutschen Besuchern bei diesem, im Stil des Reichsparteitagsgeländes oder des Hauses der Kunst in München erbauten Weihehallen aufdrängen, ist für die Mehrzahl der Türken recht schmeichelhaft, jedoch wohl kaum für die Türkei.

Moderne, sechsbahnige Straßen führen durch Istanbul. Straßen, um die jede Großstadt froh wäre. Die Initiative zu ihrem Bau ging von Menderes aus, der radikal jedes im Wege stehende Gebäude abreißen ließ. Heute wird entlang des Marmarameeres eine Straße gebaut, die einmal das Rückgrat des türkischen Fremdenverkehrs werden soll. Voll Neid schauen die Türken auf die vom Fremdenverkehr gefüllten Devisenkassen Italiens. Damit in Zukunft ein Teil des Dollar- und D-Mark-Stroms auch an das Marmarameer rolle, soll in einem Fünf-Jahres-Plan eine türkische „Copa Cobana" mit Hotels, Spielbanken und Badestränden errichtet werden.

An diesem Projekt sind nicht nur die Türken, sondern auch die Gläubigerländer interessiert, die von dem eingehenden Geld eine Bezahlung der türkischen Auslandsschulden erhoffen. In Zukunft erhält die Türkei eine Entwicklungshilfe von 300 Millionen Dollar jährlich. Im Laufe der letzten Jahre war sie mehrmals nicht in der Lage, ihren laufenden Verpflichtungen nachzukommen und mußte die Zahlungen an andere Länder vollständig einstellen. Im Jahre 1961 ist es gelungen, den Reiseverkehr wesentlich zu erhöhen, so daß die Türkei jetzt mit zu den touristischen Expansionsländern zählt. So ist es wahrscheinlich, daß dieser Plan erfüllt wird. Die Äußerung eines Türken, „Bei uns gedeihen nur Luftschlösser", zuerst nur als höfliches Understatement dem Fremden gegenüber gedeutet, hat sich nach kurzer Zeit als nicht untertrieben herausgestellt.

Früher soll die Türkei einmal ein Land des Mittelstands gewesen sein, in dem der größte Teil der Bevölkerung Arbeit und Auskommen hatte. Heute ist eine scharfe Trennung zwischen wenigen reichen und vielen armen Leuten zu bemerken. Den Menschen, die durch die Landflucht nach Istanbul getrieben werden, bleibt, infolge der schlechten wirtschaftlichen Lage, keine andere Möglichkeit, als arbeitslos die Slums zu bevölkern. Bereits heute leben etwa eine Million Menschen in Hütten aus Abfallholz und alten Ölkanistern, ohne sanitäre Anlagen, ohne Wasser, ohne Licht, ohne irgendwelche staatliche Unterstützung. Diese Slums vergrößern sich von Tag zu Tag – Istanbul platzt aus allen Nähten. Trotzdem scheint vielen Leuten das Leben in Istanbul lebenswerter zu sein, ein Schiff, das wöchentlich vom Schwarzen Meer kommt, brachte vor kurzem, bei 1200 Plätzen 5500 Menschen in die Stadt. Doch die Regierung scheut sich, mit den früher benötigten Arbeitsgenehmigungen eine wenig populäre Kontrolle wieder einzuführen.

Das Goldene Horn – ein klingender Name. Von der Atatürk-Brücke aus ist es auch heute noch ein beliebtes Motiv für Touristenaufnahmen. Von hier aus sieht man noch nicht die Industrieansiedlungen, die zwar niemand genehmigt hat, die man aber andererseits nicht wieder entfernen möchte, da man froh über jede Initiative ist. Dort beträgt der Stundenverdienst für einen ungelernten Arbeiter eine türkische Lira. Das entspricht nach deutschem Umrechnungskurs 40 Pfennige. Ein kleines, der in der Türkei üblichen Weißbrote kostet 0,60 Lira, eine Omnibusfahrt zwischen 0,30 und 0,60 Lira.

Von der Regierung werden Arbeiterwohnungen gebaut, die sich schon mit denen des sozialen Wohnungsbaus messen können. Die Miete dafür können jedoch die am Goldenen Horn beschäftigten Arbeiter nicht bezahlen, sie beträgt monatlich 300 Lira. Besser bezahlte Arbeiter verdienen am Tag etwa 15 Lira, ein Meister verdient etwa 25 bis 30 Lira täglich.

Auf amerikanische Initiative hin, es geschieht fast alles erst auf amerikanische Initiative hin, wird gerade ein Streikgesetz verabschiedet. Die erste Reaktion hierzu ist: höchste Zeit wird es.

Aber wird das Gesetz dem türkischen Arbeiter viel nützen, da man bei jedem Streik der meist ungelernten Arbeiter auf die große Zahl der Arbeitslosen zurückgreifen kann? Des weiteren wirkt sich die amerikanische Initiative besonders da aus, wo strategische Gründe im Spiel sind. So werden vorrangig militärisch wichtige Straßen ausgebaut, obwohl Straßenbau, entsprechend den wirtschaftlichen Erfordernissen für die Entwicklung und Erschließung der Türkei von eminenter Bedeutung wäre. Bis jetzt bestehen Teile einer Küstenstraße am Schwarzen Meer, die von Osten her ausgebaut wird und ein Großteil der Straße zwischen Ankara und Istanbul, die übrigen Straßen sind für unsere Begriffe mit Schlaglöchern übersäte Feldwege.

Einer amtlichen Statistik zufolge sind 66 Prozent der Bevölkerung Analphabeten. Die Kenntnis von Schreiben und Lesen ist an sich Vorbedingung für die Arbeitsaufnahme selbst von Hilfsarbeitern. Manche Firmen versuchen auch nachträglich ihren Arbeitern diese Kenntnisse zu vermitteln. Obwohl diese Kurse zum Teil während der Arbeitszeit stattfinden, macht kaum jemand davon Gebrauch. Die Möglichkeit, etwas mehr nach erfolgreich besuchtem Kurs zu verdienen, ist jedoch nicht groß: 0,20 Lira stündlich mehr.

Bei der Erziehung der Kinder wirkt sich besonders hinderlich der Lehrermangel aus. Für jemand, der in einer der größeren Städte aufgewachsen ist, ist es sicherlich nicht sonderlich reizvoll, in eines der anatolischen Dörfer als Lehrer geschickt zu werden. Besteht doch zwischen den heute noch mittelalterlich anmutenden dörflichen Verhältnissen, in denen noch Gutsbesitzer und Pope die unumschränkten Herren sind und die Landarbeiter es nicht gewöhnt sind, anders als das Vieh behandelt zu werden, und dem mehr und mehr westlich beeinflußten Stadtleben ein Unterschied. Den Widerstand, den die Eingesessenen dem Einfluß entgegensetzen, den der von außen Kommende ausübt, ist fast immer sehr erheblich. Heute werden die meisten Studenten, die zum Wehrdienst eingezogen werden, aufs Land geschickt, um dort als Lehrer zu dienen. Ihr Einfluß ist nicht so groß, da sie zuerst einmal selbst lernen müssen, zu lehren und dann, wenn die Vorurteile abgebaut sind, sie fertig mit dem zweijährigen Dienst sind.

Foto: Günther Wagner

Um der Landflucht zu begegnen, wurden früher etwa 30 000 Kinder in sogenannten „Dorfinstituten" erzogen. Ihnen wurde klargemacht, daß ihre Zukunft ihrem Dorf gehört; um dort etwas leisten zu können, wurden sie in allen praktischen Kenntnissen unterwiesen, um ihr Dorf zu besseren und rationelleren Arbeitsmethoden anleiten zu können. Diese moderne Erziehungsart war vielen Leuten ein Dorn im Auge. Mit dem Vorwurf kommunistischer Unterwanderung – ein Vorwurf, mit dem man in der Türkei ebenfalls alles erreichen kann, ist doch der Antikommunismus nach Aussagen vieler Türken die stärkste Stütze des Staates – wurden 1958 die 36 Institute geschlossen. Trotz großer Mühe war es nur möglich, weniger als zehn Mitgliedern dieser Schulung etwas am Zeug zu flicken, doch die weitere Arbeit blieb verboten.

Die Kenntnis der Türken in deutscher Geschichte dürfte etwa so groß sein, wie die der Deutschen in türkischer Geschichte. Die Liebe der Türken zu Deutschland ist unermeßlich groß. Unbehaglich wird vielen Deutschen jedoch, wenn sie feststellen, daß die türkische Vorliebe für einen Deutschen besonders groß ist, für Adolf Hitler. Fast jeder Türke ist bestürzt darüber, daß diese Liebe von den Deutschen nicht geteilt wird. Versucht man hier das Geschichtsbild etwas zurechtzurücken, stößt man sofort auf Unverständnis. Von 1933 bis 1945 wurde Hitler und Groß-Deutschland laufend in den Zeitungen lobend erwähnt. Erst Februar 1945 wurde den Deutschen von der Türkei der Krieg erklärt. Nach dem Krieg wurde in der Türkei sehr wenig über Deutschland veröffentlicht. Die Presse und damit die Regierung scheint auch heute noch nicht sonderlich daran interessiert zu sein, daß eine wirkliche Darstellung der Lage Deutschlands im Dritten Reich bekannt wird. Selbst intellektuelle Türken glauben heute noch mit Lob für das Hitlerreich eine solide Basis für eine Freundschaft zwischen den beiden Völkern zu legen. Einer festen Ablehnung solcher Gedanken glauben sie nicht recht, sie schieben es dann darauf, es sei vielleicht für uns nicht opportun, dies vor anderen Deutschen zu tun und behaupten, im privaten Gespräch würde man ganz anders reden.

Um das nationale Bewußtsein der Türken aufzupäppeln, hat Kemal Atatürk verschiedene „philosophische Gedanken" entwickelt, die sehr starke Verwandtschaft zu „germanischen Herrenvolktheorien" besitzen. Eine dieser Theorien wird heute noch in allen Schulen gelehrt. Es ist dies die „Sonnensprachentheorie". Danach sei die türkische Sprache direkt von der Sonne auf die Erde gekommen. Der Ort dieser Niederkunft sei das zentralanatolische Hochland gewesen, von dort aus hätten sie sich über die Welt verbreitet und alle übrigen Sprachen seien von ihr abgeleitet.

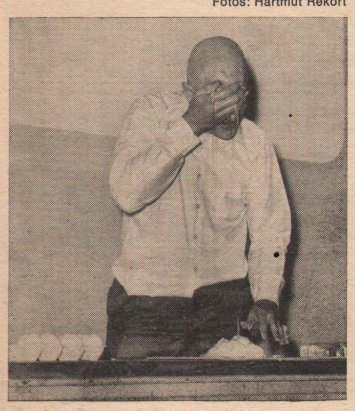
Große Skepsis ist heute bei manchen Türken zu bemerken. Das Land, das einmal eine führende Rolle in der Welt spielte, ist heute nur dadurch, daß es für Amerika wegen seiner Lage zu Rußland interessant ist, nicht zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Welcher Einfluß sich jedoch schließlich durchsetzen wird, ist ungewiß. Noch hat die Regierung die Lage unter Kontrolle. Wenn die Uhren weiter stehen bleiben, schlägt auch für die Türkei die Stunde des Faschismus.

Roland Koch

Weekends in Wiesbaden

Die Kunst hat sich verweltlicht, Gott seis gedankt. Der dunkle Budenzauber, durch den Künstler nur zu geneigt waren, Verantwortlichkeit für ihre Werke den himmlischen Launen zuzuschieben, ist ab-, wenn auch nicht aus der Welt geschafft. Der schlagendste Beweis dafür ist, daß das künstlerische Bewußtsein selbst in die Qual des Kampfes nicht nur äußerlich hineingezogen wird; des Kampfes, aus den versteinerten Formen der Gesellschaft sich zu befreien, aus der Zwangslage des Entweder–Oder; durchzustoßen durch die Decke der Innerlichkeit, die lähmend sich über uns ausgebreitet hat. Denn unter dieser Decke hat sich die moderne Klugheit angesiedelt, die darin zu bestehen scheint, sich noch im Unsinnigsten und Unmenschlichsten häuslich einzurichten. „Leben mit der Bombe", und das „man kann nicht immer nur über die Vergangenheit nachdenken, man muß in die Zukunft blicken" sind die neuen Sinnsprüche solcher Häuslichkeit, die ganz ihren Vorstellungen gemäß so von der Gegenwart ihrer selbst absieht, daß es dem Teufel nicht schwer fallen sollte, sie wieder zu reiten. Der Turniersport vermag uns ja inzwischen durch „unsere Siege" wieder so zu fesseln, daß wir kaum merken dürften, wann wir noch Reiter und wann schon die Gäule sind. Denn auch heute noch wachsen die Menschen ihren Herren zu wie eine Herde guter Reitpferde. So gilt es denn dem freien, marktwirtschaftlichen Pragmatismus als höchste Forderung, seine Interessen zu wahren, nicht die der Menschen, von denen man glauben soll, daß sie Fremden, Unbekannten sich nicht aussetzen dürften, denn man könne ja z. B. im Bereiche der Künste nie genau wissen und so. Daher rührt das Mißtrauen des Bürgers gegenüber den Geisteswissenschaften und den „Spinnern", wohingegen er den Naturwissenschaften ernsthafte Arbeiten nur allzugern konzidiert, selbst wenn diese ernsthafte Arbeit die Grundlagen seiner eigenen Existenz aufzuheben droht. Immerhin ist ja wirklich der Tod etwas sehr Eindeutiges und ganz Unbezweifelbares, vorzuziehen jeder zweideutigen Kunst zu leben in der Fremde des Lebens. Wie verkommen unser bürgerliches Bewußtsein ist, läßt sich entsetzlicher wohl kaum zeigen als mit folgendem Zitat: „Ich möchte aber dann tot wieder aufwachen, wenn man das sagen kann." Man kann es nicht sagen, um so weniger, als dahinter keine Ideologie steckt, sondern Dummheit.

Fotos: Hartmut Rekort



Solche Versprecher sind um so unentschuldbarer, als sie von Künstlern kommen, die damit nicht das Kreuz der Barbarei unserer Gesellschaft auf sich nehmen, um es aufzuheben und auf/zuheben, sondern um damit der Gesellschaft aufs Haupt zu schlagen und sich so an der Barbarei zu beteiligen. Man wartet doch nur auf solche Gelegenheiten, um lauthals verkünden zu können. „Seht an, auch die Künstler wissen es nicht besser, das haben wir immer schon gewußt."

Über derlei Raffinesse waren offensichtlich die Teilnehmer des **Fluxusfestivals** in Wiesbaden (mit wenigen Ausnahmen) nicht unterrichtet. An den fünf Weekends des Monats September wollten sie im Saal des städtischen Museums ihrem schlichten und allerdings verräterischen Bekenntnis Ausdruck geben: „Wir sind für alles". Und so war es denn auch: Eier wurden auf einem zuvor rasierten Schädel zerschlagen. Der Täter Higgins schien sich nicht ganz im klaren zu sein darüber, was er überhaupt mit den Eiern anfangen sollte, die er nun einmal erstanden hatte. Eins ging ins Auge, nicht mit voller Wucht; es wurde ein wenig in der Hand zerdrückt, dann ans Auge gelegt und laufengelassen. Auf den Sonntagsanzug Higgins' machte das auch keinen Effekt. Dafür sprang Paik ebenfalls in eine Badewanne, ebenfalls im Sonntagsanzug. Und Maciunas trug dazu noch einen Stehkragen. Es war fast alles abgestanden, was dort gezeigt wurde, schon gesehen, schon von der Anstrengung des einmal einmalig ins Nichtwerk Gesetzten befreit und deshalb sogar ohne Spannung aufs pure Neue. Selbst Freunde der Akteure, wie der Schreiber dieses Studentenaufsatzes, waren nach zehn Minuten arg gelangweilt, konsterniert über die Unstimmigkeit des Gezeigten, die Nonchalance der Darstellung, das dauernde Gekicher aus Peinlichkeit nicht etwa des Publikums sondern der Künstler, das Bestreben, die Show möglichst ohne Anstrengungen des Einzelnen über die viel zu vielen Runden zu bringen, den offensichtlichen Zwang, sich etwas einfallen lassen zu müssen und vor allem darüber, daß die Beteiligten ebenso offensichtlich nur verschwommene Vorstellungen davon hatten, was sie eigentlich aufzeigen wollten. Anders läßt es sich nicht erklären, daß man zum Beispiel einem Klavier zahm mit kleinen Hämmern auf die Füße schlug oder mit Schraubenziehern Saiten löste, anstatt den neuen, bewährten

Flügel einer klugen Kreissäge vorzuhalten, die dann in gerader Richtung das Biest durchsägt hätte.

Dabei schienen doch alle Beteiligten zu wissen, daß heutigen Tags mit bloßem Protest und matter Provokation nicht mehr auszurichten ist, was krumm bei uns. Wohingegen in der Zutreibung der Probleme gegen den äußersten Absturz hin noch zu erweisen wäre, wie klein Menschen werden, wenn sie sich krümmen. Leider ist das keine Angelegenheit des Sports am freien Wochenende und damit auch nicht in solchen Festivals zu leisten. Übrigens müßte man dann auf gleicher Ebene auch von einem Eisenbahnfestival der Transportarbeiter sprechen, nur zum nichtssagenden Beispiel.

So jedoch gereichte das Fluxusfestival nur dem Publikum zur Bestätigung seiner lapidaren Meinung über das Wirken der Künste von heute.

Bazon Brock

DISKUS in Frankfurt

1962 · Oktober-Novemb. · 12. Jahrgang

Die NEUE LINKE formiert streitet sich

Der Verband Sozialistischer Mittelschüler Österreichs entbot „proletarische Grüße"; ein pariser Redakteur ließ die „weltproletarische Revolution" leben; Prof. Mitscherlich schrieb etwas von „stark und elastisch bleiben" und Gerhard Zwerenz telegraphierte: „Demokratie ja – Adenauer nein! Sozialismus ja – Ulbricht nein!" Die 17. Delegiertenkonferenz des SDS Anfang Oktober im Studentenhaus verlief ohne das Pathos der vielen internationalen Begrüßungsadressen. 43 Delegierte aus 24 Gruppen mit ca. 900 Mitgliedern versuchten die Leninsche Frage „Was tun?" zu beantworten. Nachdem sich die SPD ihrer Intelligenz endgültig entledigt hat und von dieser nicht mehr als oppositionelle Partei betrachtet wird, müssen die im Sozialistischen Deutschen Studentenbund und in der Sozialistischen Förderergesellschaft zusammengeschlossenen Professoren und Studenten neue Ansatzpunkte für eine sozialistische Politik finden. Die Unsicherheit und Unklarheit über den weiteren Weg will man bei der Mehrheit des SDS jedoch zur Tugend machen: so betonte der bisherige Bundesvorsitzende Dähne „die große Bandbreite der Meinungen", so war von einem „Moment des Innehaltens, der Analyse und der theoretischen Besinnung" die Rede.

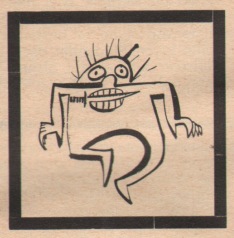
Elisabeth Lenk (Frankfurt) sagte in ihrem ausgezeichneten, nicht formelhaften Referat: „Wir sähen wirklich einem Haufen von Neokonformisten zum Verwechseln ähnlich, wenn wir nicht versuchten, durch Analyse und sozialistische Theorie über den bloßen Protest, das einfache Dagegen, hinauszugehen ... Sozialistische Theorie sprengt die Borniertheit und Zukunftslosigkeit des spätbürgerlichen Bewußtseins. Wir haben es daher nicht nötig, mit einem Ideal vor dem Kopf herumzulaufen oder eine Ideologie gleich einem roten Lämpchen mit uns herumzutragen ... Wenn wir so unsere Arbeit betrachten, werden wir vielleicht dem Anspruch gerecht, wirklich **Neue Linke** zu sein". Wie diese **Neue Linke** auszusehen hätte, darüber entbrannten heftige Diskussionen. Die hamburger, marburger und münchner Delegierten warfen dem Bundesvorstand „Untätigkeit", „theoretische Haarspalterei" vor und zerfetzten insbesondere seinen programmatischen Kommentar zu einem Tagungsantrag. Der Kommentar lehnte Tendenzen unter den partei- und heimatlosen Sozialisten ab, eine „Sammlungsbewegung" zu initiieren, aus der später die neue oppositionelle Partei (ohne DFU) entstehen könnte. Es waren da die bemerkenswerten Sätze zu lesen: „Die Entwicklung der sozialistischen Theorie und Praxis ist bis auf wenige Ansätze hinter der Entwicklung des Kapitalismus zurückgeblieben ... Der neue Kapitalismus erfordert eine neue Kritik der Sozialisten ... Die Linke kann sich nicht um sich selbst, sondern nur um eine wirksame und durchdachte Aktivität sammeln". Trotzdem besteht nicht nur bei Organisationshuberei, sondern auch im Rückzug auf theorietreibende Hochschulzirkel, die sich an „single purpose movements" (Ostermarsch etc.) beteiligen, für den SDS die Gefahr des Sektierertums.

Gegen die hanseatisch-bayrischen Dogmatiker, die sich „im luftverdünnten Raum wissenschaftlicher Analyse" nicht wohlfühlen und zur „Zusammenfassung der zersplitterten Kräfte" drängen, weil die nächsten Baissen der Bundesrepublik wieder politischen Spielraum versprechen, stehen die beiden größten aber nicht nur deshalb „liberalen" Gruppen: Berlin und Frankfurt. Soziologiestudenten haben in ihnen das Übergewicht und die sind, da sie sich wissenschaftlich mit gesellschaftlichen Problemen beschäftigen, davor gefeit, den Marxismus als Glaubensartikel zu behandeln. Sie gehen so weit, in Anlehnung an den warschauer Philosophen Kolakowski die Linke nicht mehr als sozialistische Organisation, sondern als „kritische Strömung" zu definieren. Darin steckt allerdings auch Resignation vor dem von Marx so genannten „deutschen status quo".

Tags darauf stellte sich die Förderergesellschaft des SDS im Haus Dornbusch unter dem Spruchband „Die Neue Linke im restaurativen Europa" vor. Linkssozialistische Parlamentarier und Publizisten aus sieben Ländern waren erschienen, um die Sozialdemokratie („stalinistische und sozialdemokratische Strategie haben versagt"), die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft („Europa der Kartelle und Generalstäbe") und die „Reaktionäre auf beiden Seiten" der Mauer zu attackieren. Prof. Alfred Kantorowicz sagte: „In der Bundesrepublik verbirgt sich hinter dem Antikommunismus das Bestreben, die Aufklärung rückgängig zu machen, also nicht nur hinter Marx, sondern auch hinter Lessing zurückzugehen". Trotz oder wegen aller rednerischen Vielfalt blieb die augenblickliche Ohnmacht d i e s e r Neuen Linken nicht verborgen. Als sich dann auf ihrer internen Jahrestagung die Förderergesellschaft zum „Sozialistischen Bund" umgetauft hatte, begann die ersehnte Sammlung der zersplitterten Kräfte mit dem Austritt zahlreicher SDS-Genossen. Ein Großteil der bisher den SDS fördernden Geldspenden wird künftig in Aufrufen und Parteigründungsvorbereitungen fehlinvestiert werden.

R. D.

Banalität ätenBanalität en Ban Sirius



„Isch mescht blos emol wisse, wer des alles b'zahlt?" – „Du, Babba, die sinn ja **fir** de Schpieschel!" – „Wie kann mer sisch nur in some Resche uf die kald Erd hogge!" – „Des is mehr werd wie e Ffernsehreglam!" – „Unverschemdheid!" – „Isch bidd eisch, geht blos bei Grien iwwer die Straß (ein Polizist)!" – „Es werd Zeid, des sisch die Zeide ännern!" – „Unn fir so was bezahle mir unser Steiern!" – „Jetzt mache die Buwe scho widder en Umlauf!"

30. 10. 1962.

Der Effekt überragte den Aufwand bei weitem. Die wenigen Studenten unserer Universität, die sich provoziert fühlten, provoziert durch den Terror, der in der schwarzen Robe der Legalität auftrat, eitel, das Gesetzbuch in der Rechten und die Rachsucht im Hirn, standen auf für die, die nicht aufstehen wollten. Der dreißigste Oktober brachte innerhalb unserer Universität ans Licht, was wir nur geahnt – oder uns geweigert hatten zu wissen: daß das Gros unserer Studenten nichts mehr erschüttert. Man reagierte gleich dem „lieben" Vieh, – eine Beleidigung für das Vieh, aber wann war der Mensch dies nicht – hetzt über die akademische Weide dem Futtertrog zu – sicher den Blick nach links und zwei Blicke nach rechts, aber nie das Ziel aus den Augen, nie den Zweck.

Bedauerlich, die Sache da mit dem „Spiegel" – man hetzt. Nebenan polieren sie die Foltern von gestern – man hetzt schneller.

„Mit siebenundzwanzig GLÜCKLICH, ERFOLGREICH, ZUFRIEDEN – man hetzt noch schneller. Bis man fällt, bis eintritt, was sich anzeigte, schrill, laut, unangenehm.

Wir brauchen uns nichts vorzugaukeln. Wir haben schon verloren. Das Ungeheuerliche triumphiert, die Freiheit der Meinungsäußerung wird vor aller Augen genotzüchtigt, und an der frankfurter Universität finden sich nun hundert Studenten, um dagegen zu protestieren, hundert von elftausend.

Was ist das für eine Gesellschaft, die all dies über sich kommen läßt; und nur die Angegriffenen – in diesem Fall die Presse – wehren sich und einige Wenige, die Furcht haben, daß Geschichte sich wiederholt.

Hundert Studenten gingen auf die Straße. Eine magere Bilanz. Diese Universität sollte sich schämen.

bildende kunst

Perspektiven 62

In Frankfurt wurde am Freitag, dem 12. Oktober, Perspektiven 62 von der Galerie „d" mit der Equipe von „dato" zuzüglich Uecker um 18 Uhr und um 20 Uhr von der Abendgalerie Sydow (Sandgasse 4) eine Bilderausstellung von der dem Motiv nach naiven Sonntagsmalerin Ursula Noimann eröffnet. In beiden Galerien drängten sich ein nur zum kleinen Teil identisches Publikum.

Während zu d[illegible]m Anlaß Bazon Brock in der Abendgalerie [illegible] Parkhochhaus an der Hauptwache aus seinen Werken vortrug, deren Besucher er mit der Abwegigkeit historischer und chinesischer Reminiszenzen frappierte, jedoch abgesehen von rhetorischen Floskeln keine Beziehung zu den ausgestellten Bildern herstellte, wurde von Dr. [illegible]inger an der Bockenheimer Anlage eine Interpretation der Perspektiven 62 angestrebt, die von den Anwesenden offiziell aufmerksam angehört und beklatscht wurde. Die beinahe unerträgliche Luft in den überfüllten Räumen versetzte wohl kaum jemand in die Lage, das Vorgetragene aufzunehmen und dazu sich mit dem Ausgestellten adäquat abzugeben.

Wer von den Besuchern wird das Versäumte bis zum 24. November werktäglich von 14 bis 19 Uhr nachholen? Wieviel Studenten der Frankfurter Universität einschließlich derer, die Kunstgeschichte studieren und ihrer Professoren, die unter Umständen für Hunderttausende von DM zweitrangige Franz Marcs für ihre Museen aufkaufen, werden es überhaupt der Mühe wert erachten, sich Werke anzusehen, die den Anspruch erheben, nicht von gestern oder gar von vorgestern zu sein? Heute kann man diese Bilder deswegen für einige hundert oder wenige tausend DM erwerben, die dann wenn sie von gestern sein werden, sofern sie ihrem Anspruch gerecht werden, das Hundertfache kosten. Wenn Professoren beweisen wollen, daß sie nicht nur etwas von Geschichte, sondern auch etwas von Kunst verstehen, dann müßten sie es fertig bringen, ihrem Etat die Ausgaben von einigen Hunderttausenden zu ersparen. Aber wenn jene es auch nicht tun, bewußtseinsmäßig mehrere Jahrzehnte zurück sind, weil sie dort hineingeboren sind, deshalb dürften wir uns von Ihnen hier nicht bevormunden lassen, stattdessen uns selbst bemühen, nicht etwa die Bilder zu verstehen sondern über sie hinaus uns selbst. Dann würde uns klar werden, daß wir heute in der gewollten Naivität einer Ursula Noimann nicht existenzfähig sind, was besagt, daß an den Bildern etwas nicht stimmt.

Wie verhält es sich nun aber mit den gegenstandslosen Bildern eines Holweck, Piene, Mack, Uecker, Barrels oder Goepfert? Es muß hier gesagt werden, daß diese mit den apokalyptischen des Surrealismus oder mit dem Farbenschrei eines Expressionismus nicht mehr viel gemein haben. Dagegen kann sich die intensiv statt extensiv anbietende farbliche Komponente eines Bartels, die von Piene übrigens auch für ihn neue Mikrostruktur oder die sich auf die Dynamik von Lichtreflexen aufbauende eines Mack, sich aus dem Schattenwurf von Nagelreihen ergebende des Uecker und ins Plastische aufgelöst bei Goepfert wohl behaupten, indem derartiges die Monotonie des sich als modern Anbietenden aufzuheben vermag, ohne etwas völlig disparates vortäuschen zu wollen, etwa eine Gebirgslandschaft, sondern dem vollkommen Zweckgebundenen dadurch widersteht, daß es kein unsinnigen Zweck verfällt.

Es besteht keine Galerie im deutschen Sprachraum, die sich an ihre Überzeugung von dem, was ihr für das Heute als gültig erscheint, so konsequent hält als es die „galerie d" mit der sich tut. Das Publikum wird durch kein Entgegenkommen über die Diskrepanz hinweggetäuscht, die zwischen der ihr von der Gesellschaft aufgezwungenen Einseitigkeit und dem dieser entgegengesetzten Anspruch auf allgemeingültige Autonomie der jeweils modernen Kunst besteht und solange bestanden hat und bestehen wird, wie es einzelne wagen, sich in ihren Werken nicht auf Vergangenes, auf endgültig Determiniertes zu beziehen, sich dadurch nicht selbst aufzugeben, stattdessen sich in dem realisieren wollen, was noch nicht mit sich fertig ist, noch nicht ganz sich hat fertig machen lassen.

Hans Muri

monologe

In Originalkostümen

der Neuen Theaterkunst GmbH. und in der Haartracht vom Atelier für Maskenkunst „Patyna" sprach am 19. Oktober das Berliner Tournee-Theater Klaus KINSKI vor Verehrern und Neugierigen die berühmten Monologe aus Torquato Tasso, Romeo und Julia, Don Carlos, Hamlet, Die Räuber und Faust, und gewiß hätte der begabte Rezitator Erfolg gehabt mit seinem Potpourri beliebter tragischer Helden, wenn das Publikum nicht so indisponiert gewesen wäre wie es war; denn Kinski hat nicht nur Musik von Tschaikowski nötig, während er die Originalkostüme wechselt, er braucht nicht nur Dunkel im Saal und Schattenspiele auf der Leinwand zum inspirierten Erlebnis seiner Rollen, nein, KINSKI bedarf einer gläubigen Publikumsherde, die mit ihm stöhnt und brüllt und in die Knie geht und sich auf dem Boden wälzt und ihm mit orkanartigen Ovationen huldigt, statt nur zu applaudieren.

KINSKI ist Schauspieler in jedem Wort. Seine Gesten dekorieren, wo sie gestalten müßten, und seine Stimme vertraut auf die Wirkung der Dekoration, weil sie ohne sie nicht auskommen kann. Er drückt aus, was ihn nie ergriffen hat, er erreicht den Sprachsinn nicht, weil er die Worte nur als Vehikel für Gefühlsausbrüche nutzt. Von den Versen „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, / Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide." läßt KINSKI schluchzend den letzten in unartikuliertem Wortbrei versinken. Er zeigt, wie er leidet, aber da kein Gott ihm gab, es auch zu sagen, schluchzt und zittert er und fällt in Krämpfe.

Was durch die Stimme Gestalt werden soll, versteht KINSKI als Regieanweisung. Wenn Romeo sagt, er weine, dann rollen KINSKI wirklich Tränen aus den Augen, statt daß seine Stimme zur Träne sich formte und die Verse spräche, wie ihr Sinn es will. Er unterwirft sich dem demokratischen Realismus jener Kunstverbraucher, die bei Romeos Abschied auch deutlich hören wollen, daß die Nachtigall flötet und 'ne Lerche jubiliert.

Es stimmt, daß im Zoologischen Garten eine Nachtigall nicht singt und auch nicht bei der Autobahn brütet und daß sie keine Kindheitserinnerung mehr ist und nur im günstigsten Fall ein Touristenerlebnis; Philomene ist für den Zeitgenossen ein verlorener Traum, auch wenn das Archiv der Vogelschutzwarte mit Tonbändern zu Hilfe eilte. KINSKI will es nicht wahrhaben. Er tut so, als säße Hamlet in jedem Jazzlokal, und stellt ihn deshalb dar als zornigen jungen Mann, der nicht Skepsis, Ekel und Ironie, sondern bloß Unterschiede in der Lautstärke kennt. Die Nachfrage nach Erlebnis befriedigt KINSKI mit dem Angebot effektschwangeren Ausdrucks. Er bietet Reportagen unter dem Generaltitel „KINSKI erlebt ....." und vergißt, was den Tatsachenbericht von sprachverbundener Erfahrung unterscheidet: diese ist wahr.

KINSKI spricht auf AMADEO, zu beziehen in allen Fachgeschäften. Er ist Alleinunterhalter im literarischen Fach, und eine tüchtige Reklameagentur, sein reichhaltiges Repertoire und seine Gastspiele sorgen dafür, daß er im Bildungsgespräch höherer Partykreise bleibt, weil ja nichts interessanter ist als ein genialisch umflorter, von der Fachwelt belächelter, von der Jugend gefeierter Starrezitator, der einsam und unnahbar ist und trotzdem prompt jede Erwartung erfüllt, also: KINSKI.

Manfred Müller

Notiz

Die „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V." gibt von diesem Semester an ein eigenes „Mitteilungsblatt" heraus. Das „Mitteilungsblatt" soll zweimal jährlich, in der Regel im März und Oktober, herauskommen. Es wird den Mitgliedern der Vereinigung direkt von der Geschäftsstelle zugestellt. Der Versand der ersten Ausgabe erfolgte bereits im Oktober. Die Vereinigung veröffentlichte ihre Nachrichten bisher in unserer Lokalausgabe.

D. Red.

Buchhandlung für Universitätswissenschaften
Bockenheimer Landstr. 133
Zentrale: Steinweg 3
Ruf 26641, 687644

Peter Naacher

Bücher für Ihr Studium · Literatur unserer Zeit
Wesentliche Veröffentlichungen des In- und Auslandes

Foto **WAGNER**

Das Fachgeschäft an der Bockenheimer Warte macht Ihnen das FILMEN und FOTOGRAFIEREN leicht.

Wir verleihen FILMKAMERAS und FOTOAPPARATE zu günstigen Bedingungen
Bitte verlangen Sie unsere Preisliste **TELEFON 771657**
Nur 1 Minute von der Universität

Ein Jahr AStA-Arbeit

Die Tätigkeit einer Studentenvertretung besteht fast immer im Reagieren, da es keine Rechtsgrundlagen für ihre Arbeit gibt, mit deren Hilfe sie einen bestimmten Aufgabenkreis wahrnehmen oder diesen Bereich auch nur gegen die Ausdehnungsgelüste anderer Institutionen verteidigen könnte. So beweisen sich die Qualitäten eines AStA nicht so sehr in umwälzenden neuen Initiativen, die übrigens dann von vornherein zum Scheitern verurteilt sind, wenn sie an Tabus der gegenwärtigen Hochschulstruktur rütteln, als vielmehr in der taktischen Geschicklichkeit, mit dem, was an ihn herangetragen wird, fertig zu werden.

Arbeitsthema Nummer eins des gegenwärtigen AStA, dessen Amtszeit nun mit Beginn des Wintersemesters zu Ende geht, war denn auch die „unbewältigte Vergangenheit"; war, als ein weiteres Glied in der Kette das festzuhalten, worum schon die Vorgänger gerungen hatten. Die Studentenschaft steckt in einer Krise, einfach deshalb, weil sie sich allmählich auf sich selbst besinnt, weil sie anfängt, Vergleiche zu ziehen, wie es früher einmal war, wie es sein könnte, sein sollte. Das Resultat dieser Überlegungen ist niederschmetternd: Die westdeutschen Studentenvertretungen existieren zum guten Teil um ihrer selbst willen. Also war der „rote Faden" durch die Arbeit des AStA im vergangenen Jahr, einen völligen Ausverkauf seiner Kompetenzen und Rechte zu verhindern. Das hieß also, Vorarbeit für ein künftiges Hochschulgesetz zu leisten, in dem allein studentische Selbstverwaltung gesichert werden kann. Das hieß, mitarbeiten an der Hochschulreform, eigene Vorstellungen entwickeln. AStA und Studentenparlament haben es getan, in Zusammenarbeit mit dem Verband Deutscher Studentenschaften. Sie reichten eigene Vorschläge bei der Landesregierung ein, nahmen Stellung zum neuen Gutachten des Wissenschaftsrates. Aber der „rote Faden" zeigte sich vor allem auch in den Entscheidungen zu aktuellen Tagesfragen.

Da war zunächst der Eklat um das Studentenwerksgesetz. Die hessische Landesregierung beabsichtigte — so lasen wir aus dem entsprechenden Gesetzentwurf —, die Studentenwerke in Staatsregie zu übernehmen. Damit wäre es mit dem Einfluß der Studenten auf die Einrichtung, von der sie vielleicht am meisten abhängen, aus gewesen, schlimmer noch, ihr Wille zur Selbsthilfe wäre vom Staat ignoriert worden; von einem Staat, der sich selbst im Grundgesetz für die Subsidiarität, für die Hilfe zur Selbsthilfe, entschieden hat. Nach langen Auseinandersetzungen, in denen die Frankfurter Studentenvertretung schließlich allein gegen die geschlossene Phalanx der hessischen Rektorenkonferenz, des Kultusministeriums, der Studentenwerksgeschäftsführer und der übrigen hessischen Studentenvertretungen angehen mußte, gelang es dann doch noch, das Studentenwerk als Selbsthilfeeinrichtung der Studentenschaft zu sichern. Heute sind die Studenten im Vorstand des Studentenwerkes so stark vertreten, daß sie nicht überstimmt werden können.

Ein weiteres Relikt aus einer unerfreulichen Epoche bedeutete die Weigerung des Kultusministeriums, an die Frankfurter Mensa Subventionen zu zahlen, wie sie die übrigen hessischen Studentenwerke bereits seit 1960 erhalten. Wir hatten uns diese überraschende Unnachgiebigkeit zugezogen — weil die Frankfurter Studentenschaft jahrelang durch Zahlung eines besonderen Beitrages einen eigenen Darlehensfonds angesammelt hatte. Aus diesem Fonds, der 230 000 DM beträgt, kann jeder Student — ohne „sozialen strip-tease", ohne Prüfung der „Bedürftigkeit" und „Würdigkeit" — zinslos kurzfristige Darlehen erhalten; eine Einrichtung, die besonders dann eingreift, wenn Stipendien zu spät ausgezahlt werden oder ein Student in eine unerwartete Notlage gerät. Kein Wunder, daß sich der Darlehensfonds allgemeiner Beliebtheit erfreut. In Wiesbaden aber vertrat man die Meinung, eine solche Selbsthilfekasse habe nicht zu existieren; ihre Gelder seien eilends für die Verbesserung des Mensaessens zu verwenden. Erst wenn sie aufgezehrt seien, könne man über Staatszuschüsse reden. Auch hier konnten wir in allseitigem Einvernehmen eine Regelung erzielen, die Darlehensfonds und Mensazuschüsse sichert.

Zum dritten einigte sich der AStA mit dem Akademischen Senat über die Vergabe von Ausländerstipendien durch die Studentenschaft. Wer sich im internationalen studentischen Leben ein wenig auskennt, der weiß, mit welcher Energie der kommunistisch gelenkte Weltstudentenverband IUS gegen die Bundesrepublik und gegen die westdeutsche Studentenschaft hetzt. Gegenaktionen sind daher einfach Notwehr. Eines der wirksamsten Mittel aber, Studenten aus Entwicklungsländern über die wirkliche Situation aufzuklären, ist unbestritten, sie durch die Vergabe von Stipendien an den Schauplatz selbst zu holen. Die Rechtskommission der Universität jedoch hatte uns diese Tätigkeit abgesprochen, da sie nicht zu unserem Aufgabenbereich gehöre. Sie ist in der Tat nirgends rechtsverbindlich fixiert — wie alle anderen Bereiche auch. Die Universität hat sich nun bereit erklärt, unsere „Gesellschaft zur Förderung internationaler Hochschulbeziehungen", die zur Stipendienvergabe gegründet wurde, bis zum künftigen Hochschulgesetz, das die Kompetenzen endlich regeln soll, zu „dulden".

Das letzte Stück „unbewältigter Vergangenheit", das bleibt, ist diese Zeitung, der DISKUS. Als Forum der Frankfurter Studentenschaft muß sie der Studentenvertretung ein Anliegen sein, und das nicht nur, weil das Studentenparlament die Herausgeber wählt, vielmehr um die Einhaltung des Forumprinzips zu garantieren. Die unerfreulichen Auseinandersetzungen um den DISKUS sind bekannt. Nun, da die Studentenschaft den DISKUS durch ihre Sozialbeiträge mitfinanziert, wird das Studentenparlament besondere Sorgfalt darauf verwenden müssen, daß diese Zeitschrift so gestaltet wird, wie sie sein sollte. Über allem aber sollte der Grundsatz stehen: Der DISKUS darf seinen Ruf als eine der besten deutschen Studentenzeitungen nicht verlieren.

Der AStA hat also gearbeitet. Er hat zu den bisherigen Vergünstigungen für seine Wähler einige mehr arrangieren können: Einkaufsverbilligungen, die dem einzelnen Studenten zum Teil beträchtliches Geld sparen helfen, noch mehr preisgünstige Studienreisen. Kulturelle Abende gestaltete das Kulturreferat mit der Veranstaltung von Konzerten, Theater- und Kabarettgastspielen sowie das politische Referat, das nach einer Umfrage unter den AStA sich zum aktivsten in der Bundesrepublik gemausert hat, mit seiner Vortragsreihe „Presse in der Bundesrepublik". Das Auslandsreferat nahm sich der ausländischen Studenten an, sei es durch die „erste Hilfe" des Brother-Sister-Programmes, sei es durch Clubabende, Diskussionsforen oder Studienfahrten. Aber wer weiß schon darüber Bescheid? Wer nutzt diese Möglichkeiten?

In der Tat: als die Achillesferse der Studentenvertretung stellt sich der mangelnde Kontakt zu den Studenten heraus, ohne deren Vertrauen der AStA nicht bestehen kann. Wir haben versucht, den offenkundigen Mangel an Information etwas zu beheben. Das Ergebnis war die „AStA-information". Die Herausgabe eines Studienführers, die außerdem beabsichtigt war, scheiterte zunächst an der Finanzierung. Wir sind aber zuversichtlich, daß er nach unserer Vorarbeit unter der Regie des nächsten AStA zum Sommersemester 1963 erscheinen kann.

Damit machen wir bereits Zukunftsmusik. Die Liste dessen, was erreicht worden ist, bleibt unvollendet. Vieles wurde begonnen, es wird im nächsten Jahr reifen oder als untauglich verworfen werden. Was hier gezeigt werden sollte, ist das Mosaik der Vielfalt, das die Studentenvertretung am besten charakterisiert. Es sollte jeden Studenten dazu ermutigen, seine Vertreter stärker als bisher zu konsultieren, denn dazu sind sie ja letztlich da.

Herbert Wolf

FRAGEN SIE FRAU CHARLOTTE

Liebe Frau Charlotte!
Früher einmal wollte ich ja Friseuse werden. Nun studiere ich aber schon seit fast einem Jahr und bin auf Schwierigkeiten gestoßen. Vielleicht können Sie mir helfen. Es handelt sich, glaube ich, um etwas mehr oder weniger Grundsätzliches. Ich studiere nämlich Germanistik, und da fand ich es ganz richtig, daß mein Prof. S. schon von seinem Antritt an sagte, da habe die Philosophie nichts drin zu suchen. Das finde ich ganz richtig, daß man sich auch an der Universität, wie sonst im Leben, um eine klare Scheidung der Fakultäten, Gattungen und Geschlechter bemühen sollte. Das Dumme ist nur, daß ich, um später einmal, so Gott will, Lehrerin werden zu dürfen, wie ich gehört habe, ein Philosophikum ablegen soll. So kam ich in die Vorlesung von Herrn Prof. L., der nun sagte, Hölderlin sei ohne die Philosophie ganz und gar nicht und erst recht nicht von den Germanisten zu verstehen. Deshalb möchte ich nun fragen:
1. Was ist wahr?
2. Gibt es Professoren, die bös aufeinander sind? Wenn ja
3. könnte man nicht die einen, die für die Philosophie sind, meinetwegen in Gießen oder Marburg, die anderen, die gegen die Philosophie sind, in Frankfurt versammeln, oder umgekehrt?
4. Irrt vielleicht Prof. S., und ist seine Polemik gegen die Philosophie selbst schon wieder eine?
5. Was sagen die Professoren A. und B. zu dem Fall?
6. Sollte ich vielleicht doch besser Friseuse werden?

Mit bestem Dank im Voraus grüßt Sie herzlich
Ihre Claire M. aus F.

Meine liebe Claire,

ich habe Ihre von viel intellektueller Redlichkeit zeugenden Fragen lange mit mir herumgetragen. Es muß, sprach ich bei mir selbst, doch möglich sein, auch dieser jungen Freundin zu helfen!
Hier die Antworten auf Ihre Fragen:
Zu 1: Bei wem machen Sie Examen? Richten Sie sich ganz nach der Ansicht Ihres Prüfers. Erfahrungsgemäß hat er schließlich recht!
Zu 2: Nein! Die geistige Elite des Volkes der Dichter und Denker ist frei von derlei niederen Trieben. Lassen Sie sich durch den Augenschein nicht trügen. Bei allen Auseinandersetzungen stellt sich am Schluß heraus, daß sie ganz sachlich gemeint waren.
Zu 3: Auch nein. Die bisherige Diskussion um die Reform der Hohen Schulen hat gezeigt, daß Verbesserungen aus streng sachlichen Gründen — siehe: zu 2) — nicht möglich sind. Manche Professoren sind auch prinzipiell gegen „eine klare Scheidung der Fakultäten, Gattungen und Geschlechter".
Zu 4: Wie bereits zu 1 bemerkt, hängt das von Ihren weiteren Plänen ab. Ein Irrtum wäre auch nur dann wahrscheinlich, wenn einer von beiden noch Privatdozent wäre. Dann hätte natürlich der Ordinarius recht. Jedenfalls vorläufig.
Zu 5: Die Professoren A und B sind zur Zeit mit wissenschaftlicher Arbeit so sehr beschäftigt, daß sie noch nicht Stellung nehmen können, zumal noch nicht abzusehen ist, wie die Diskussion ausgeht. Sie werden zu gegebener Zeit dem Sieger zustimmen.
Zu 6: Ich rate ab. Friseusen haben eine rund 8stündige Arbeitszeit pro Tag. So etwas muß man von klein auf gewohnt sein. Bleiben Sie lieber bei Ihrer ursprünglichen Absicht und heiraten Sie bald einen Jungakademiker, oder, wenn es Ihnen mehr ums Geld geht, Ihrer beruflichen Neigung entsprechend einen Frisör.
Im übrigen dürfen Sie nicht vergessen, daß Hölderlin 1843 starb, ohne sich zu Ihren Fragen abschließend geäußert zu haben. Man sollte mehr darauf achten, daß so etwas nicht wieder vorkommt.

Ihre Frau Charlotte

Die Gruppe 30

Fünf Bürger dieser Universität haben einen Brief geschrieben, einen offenen Brief an „alle Studenten in der Bundesrepublik". Gemeinsam mit weiteren 25 Kommilitonen geben sie uns „zur Kenntnis", daß sie an den sogenannten „8. Weltfestspielen der Jugend und Studenten für Frieden und Freundschaft," in Helsinki teilgenommen haben, und zwar als Mitglieder der sogenannten „Reisegruppe der Bundesrepublik Deutschland". Zehn Tage Helsinki für 235 Mark, Sonderzug über Leningrad einbeschlossen. Wir nehmen es zur Kenntnis.

„Wir haben am Festival teilgenommen", so schreiben die Dreißig, „um . . . vor allem darauf eine Antwort zu erhalten, ob die politischen Hochschulgruppen, denen eine Reihe von uns angehören, und der VDS eine sachgemäße Entscheidung trafen, als sie eine offizielle Teilnahme ablehnten." Das steht nun jedermann frei! Es waren zudem nicht die schlechtesten Argumente, die seinerzeit für eine Teilnahme unserer repräsentativen Jugendorganisationen ins Feld geführt worden sind.

Die dreißig Briefschreiber haben mit ihrer Nordlandfahrt der eigenen Sache allerdings einen Bärendienst erwiesen. Auf die westdeutsche Festival-Delegation, die hier so geradeheraus den Titel einer „Reisegruppe der Bundesrepublik" in Anspruch nimmt, fällt bei genauem Hinsehen ein recht schillerndes Licht. Schon die Zusammensetzung der Delegationsleitung läßt aufmerken:

- Helmut Rödl, Offenbach, ehemaliger FDJ-Funktionär
- Karl-Heinz Schröder, Frankfurt, ehemaliger FDJ-Funktionär
  (Seine Ehefrau ist laut Angabe des Nachrichtenmagazins CIVIS Funktionärin im Zentralrat der FDJ, Ostberlin — Dort hat Schröder auch seinen zweiten Wohnsitz)
- Erich Rossmann, Düsseldorf, Funktionär im Bund der Deutschen (BdD), sowie in der Deutschen Jugendgemeinschaft
- Ursula Hochmuth, Hamburg, ehemaliges FDJ-Mitglied
- Jörg Högemann, München, SDS- und DFU-Funktionär
- Werner Weissmantel, Jugenheim, Redakteur von „Elan" (DFU-nahestehend)
- Pastor Werner Rehborn und Pastor Mochalski (Darmstadt)

Diese bunte Schar westdeutscher „Friedensfreunde" läßt in der Tat wenig Vertrauen in das politische Urteilsvermögen der Dreißig aufkommen. Sie haben sich das selbst zuzuschreiben. Mit mangelndem Unterscheidungsvermögen nicht mehr zu erklären ist aber die Behauptung, im Rahmen des Festivals habe „jede Meinung frei vertreten werden können". Das ist eindeutige Parteinahme, Parteiblick, der aus Schwarz Weiß machen will. Nahezu die Hälfte der ceylonesischen Delegation z. B. reiste vorzeitig ab, weil sie tatsächlich ernst genommen hatte, daß sich in den Debatten jedermann zu Wort melden könne. Solange ins Horn der Veranstalter geblasen wurde, ging das auch gut. Als aber einige Afrikaner und Asiaten andere Töne von sich gaben, schnitt man ihnen kurzerhand das Wort ab. Sollte das den Dreißig entgangen sein?

Die Dreißig „sind der Ansicht, daß diese Festspiele zur Förderung der Verständigung und des Friedens geeignet sind". Es kommt wohl noch immer darauf an, was man unter Verständigung und Frieden versteht.

Rolf Freienohl

Personalien

Mit der Vertretung eines Lehrstuhls ist beauftragt

Prof. **Joachim Gerchow,** bisher Universität Kiel, mit der kommissarischen Verwaltung des Lehrstuhls für Gerichtliche und Soziale Medizin.

Prof. **Karla Weisse** mit der kommissarischen Vertretung des Lehrstuhls für Kinderheilkunde.

Prof. **Friedrich Tenbruck,** Universität Freiburg, mit der kommissarischen Vertretung des zweiten Ordinariats für Soziologie.

Rufe an andere Hochschulen haben erhalten

Priv.Doz. **Hermann Dilcher** auf das Ordinariat für Bürgerliches und Zivilprozeßrecht der Universität Kiel.

Prof. **Alfred Rammelmeyer** auf die Lehrkanzel für Slavische Philologie an der Universität Wien.

Prof. **Friedrich Beck** auf das Ordinariat für Theoretische Kernphysik an der Technischen Hochschule Darmstadt.

Verschiedenes

Dr. **Mattias Schmitt** erhielt einen Lehrauftrag über „Probleme der Entwicklungsländer".

Priv.Doz. **Hans Kasten** wurde zum Wissenschaftlichen Rat ernannt.

Prof. **Willy Hartner** hat von der Harvard-Universität in Cambridge, Mass., eine Einladung erhalten, im Herbstsemester wieder als Gastprofessor tätig zu sein.

Johannes Alt

Die Buchhandlung für den Mediziner · Frankfurt a. M.-Süd 10
Gartenstraße 134 · Tel. 61993
Haltestelle Hippodrom

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

Luise Pollinger

Papier · Bürobedarf · Drucksachen · Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen
Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt · Selbstbedienung:
Bockenheimer Landstraße 133 · Fernruf 776377
Frankfurt am Main · Bockenheimer Landstraße 131 · Fernruf 775589

Kollegbedarf
Füllhalter
Feinpapiere
Geschenke
Büro-, Zeichen-, Schulartikel

Vorlesung über Deutschland heute

„Ferienkurse für Ausländer"

Von Siegfried Bartels

Veranstaltet von der akademischen Auslandsstelle der Universität finden sie jeweils im August statt. Sie sind für Studenten und Lehrer der Germanistik aller Nationalitäten gedacht, die ihre Ferien dazu benutzen wollen, ihre Deutschkenntnisse zu vervollkommnen, möglichst viel Deutsch zu sprechen und sich darüber hinaus an die Probleme der deutschen Sprachgeschichte, Literatur, Philosophie und Kunst heranführen zu lassen. Das Letztere sollen Vorlesungen von Professoren der jeweiligen Fachwissenschaften zustandebringen. An jedem Samstag wird den ausländischen Studenten außerdem, in den 100 DM Kursgebühr bereits einbegriffen, eine Fahrt in die Umgebung geboten. Es geht zum Auftakt in den Taunus, eine Woche später nach Mainz-Kastel, von dort aus per Dampfer zur Lorelei. Ein andermal nach Miltenberg und Wertheim, nach Rüsselsheim (Opelwerke) und zum Sektfrühstück in eine Mainzer Sektkellerei. Natürlich wird auch das romantische Heidelberg besucht. Abgesehen vom Bezahlen der Kursgebühr ist kein Teilnehmer gezwungen, irgendetwas „mitzumachen", schon gar nicht die beiden Tanzveranstaltungen im Festsaal des Studentenhauses oder die von Oberstudiendirektor i. R. Dr. Cron geleiteten Liederabende, an denen „Am Brunnen vor dem Tore" usw. eingeübt werden, wozu sich stets der Hessische Rundfunk einzufinden pflegt, über dessen Zeitfunk man dann erfahren kann, daß nicht nur aus Frankreich, Italien, England und den USA Studenten, Lehrer und sogar ein Professor nach Frankfurt kommen, sondern einzelne auch aus Jugoslawien, Indien, Vietnam und Japan.

Den Ferienkursen anderer Universitäten hat der hiesige voraus, daß den möglichst nicht mehr als hundert Teilnehmern, mindestens zehn deutsche Studenten gegenüberstehen, im Angestelltenverhältnis sozusagen. So können die ausländischen Studentinnen und Studenten persönlichen Kontakt aufnehmen, Fragen stellen, diskutieren, sich im korrekten Gebrauch der deutschen Sprache üben. Weiterhin war es einzelnen Teilnehmern möglich, mit einem der Assistenten des deutschen Seminars ins Gespräch zu kommen und nicht zuletzt mit den Lehrern der Sprachkurse, während von seiten der Professoren wenig mehr getan wurde, als in einer für die meisten ausländischen Kommilitonen kaum verständlichen Diktion Vorlesungen abzuhalten. Die wenigen Stunden, die jedem Professor zur Verfügung stehen, lassen es zum Zwang werden, alle Themen in einer sehr konzentrierten Form abzuhandeln. Vieles wird deshalb nur angedeutet, manchmal höchst polemisch, worauf zwar die deutsche Seite entsprechend reagiert, die ausländischen Studenten aber die Worte nur registrieren. Auch wenn sie jedes einzelne verstanden haben, bekommen sie meistens nicht mit, worauf angespielt worden ist. Überhaupt scheinen die Vorlesungen zuviel an Kenntnis von der spezifischen Problematik deutscher Literatur vorauszusetzen, statt daß sie in diese sich einzuführen bemühten.

Positive Ergebnisse zeitigten dagegen die Vorlesungen über moderne Architektur, Malerei, Graphik und Plastik. Dem Professor, der normalerweise nur vor auserwählten Fachstudenten spricht, gelang es mit viel Bildmaterial einen Eindruck von der Entwicklung der deutschen Kunst bis zum Nationalsozialismus zu vermitteln. Was nach 1945 auf diesen Gebieten geleistet worden ist und noch wird, wurde nur am Rande erwähnt. Es bleibt der Eindruck, daß ein Professor der Kunstgeschichte da einfach überfragt ist.

Wenn das Hauptthema des Ferienkursus „Das heutige Deutschland" lautet, dann kann eben ein Teilnehmer erwarten, daß er nicht nur auf wirtschaftlicher Ebene über das heutige Deutschland informiert wird. Eine Dichterlesung von Karl Krolow sollte zeigen, wie man und was für Lyrik man hier heute verfaßt. Die Lesung vermittelt zwar, was der Normalverbraucher hierzulande von einem Gedicht zu verlangen pflegt, nämlich daß es den Zuhörer von seiner Realität erlöst, ihn in eine Stimmung erheben will, welche mit nichts anderem etwas zu tun hat als mit dem Heiligenschein des Gedichts. So wurde ein minutenlanges sich in ein Jenseits-Versetzen-Dürfen als Lyrik angeboten. Das erreichte denn auch die meisten Hörer kaum, so daß der Abend allgemein als unproduktiv empfunden wurde. Besser beraten wäre Krolow gewesen, wenn er den Kursteilnehmern einen Überblick über die einzelnen Richtungen in der deutschen Lyrik nach 1945 mit einigen Beispielen gegeben hätte, eine Kurzfassung dessen, was er als Inhaber des hiesigen Lehrstuhls für Poetik vorgetragen hatte.

Der ausländische Student braucht Hinweise auf die Dichtungen, die hier als bedeutend genug angesehen werden, um sich damit zu befassen. Das war in der Vorlesung über den modernen Roman der Fall. Wünschenswert wäre allerdings, daß den Kursteilnehmern gleich zu Beginn ein Skriptum mit Literaturangaben ausgehändigt würde. Weiter könnte man die Oberstufe der Sprachkurse besser auf die in den Vorlesungen erwähnten Werke abstimmen, so daß die dort genannten Autoren auch gelesen werden, und in den Prüfungen der Lehrstoff der Vorlesungen nicht ausgeklammert werden müßte.

Oft sind die Vorlesungen derart interessant und informativ, daß man es bedauert, daß sie nicht den deutschen Studenten im Semester in Form von Vorträgen zugänglich gemacht werden. Sensationelle Thesen, warum unser Wirtschaftswunder kein Wunder und bereits vorbei sei, stellte Dr. Heinrich Troeger, der Vizepräsident der Deutschen Bundesbank auf. Wie im Aufwand für den Straßenverkehr die Kulturpolitik der Stadt Frankfurt erstickt, schilderte Stadtrat Dr. Karl vom Rath. Für Prof. Dr. Herzog hat Frankfurt sein Leben als Kunststadt sogar schon ausgehaucht, wie für Prof. Horkheimer anscheinend „die Philosophie heute" nicht einmal wert ist, ihr einen einstündigen Vortrag zu widmen, wogegen Prof. Burger sich nicht nur auf der Sprachebene eines Professors schöngeistiger Literatur über den deutschen modernen Roman lebhaft äußert. Eine Kafka-Deutung der Gegenwart hat Prof. Kunz vorgetragen. Ein anderer Professor verdiente sich zusätzliches Taschengeld mit einer sechsstündigen Vorlesung über die deutsche Sprache in Vergangenheit und Gegenwart, garniert mit Sätzen aus mehreren Dialekten und dem abschließenden Bekenntnis zur Menschlichkeit und der Politik Dr. Adenauers. Die deutsche Musik von heute konnte nicht von einem Professor für Philosophie und Soziologie behandelt werden, von dem man sagt, daß er jede Note kenne. Probleme moderner Lyrik und Dramatik bei Gottfried Benn und Bertolt Brecht wurden von einem Assistenten verfremdet, das moderne Tagebuch von einem anderen verherrlicht, das Faustbild des 20. Jahrhunderts von einer Dame gleichen Ranges gezeichnet. Um Satire und Kritik an unserer Kultur bemühte sich dagegen ein Professor. Die deutsche Nachkriegsgeschichte geriet an einen Historiker.

Alles in allem stellte der Ferienkurs in diesem Jahr ein Wunder dar, wenn auch kein wirtschaftliches. Ein Wunder nämlich insofern, als Professoren der philosophischen Fakultät einer deutschen Universität sich mit dem heutigen Deutschland befaßten, welches sich allerdings mehr oder minder für die ein bis zwei Generationen jüngeren Hörer schon als ein Deutschland von gestern darstellte, immerhin nicht von vorgestern, mit dem man das historische Bewußtsein von deutschen Studenten zu bilden pflegt. Die Organisation der Kurse funktionierte bis auf Ausnahmen ausgezeichnet dank der geschäftsführenden Leiterin, Fräulein Jackisch.

P. S.: Wenn einige Professoren hier manchmal etwas respektlos ironisiert worden sind, dann nicht, um sie abzuwerten, sondern um durchscheinen zu lassen, welche Möglichkeiten sich in den Kursen zeigen würden, wenn einmal der Geist nicht im Betrieb des Semesters einem überholten Begriff von Wissenschaft geopfert wird, und wie wenig von dem, was angebahnt wurde, in dem engen Rahmen eines Ferienkursus durchgeführt werden konnte.

kleine chronik

Einen Nebenverdienst warf die von der Stadtverwaltung veranstaltete Verkehrszählung auch für die Vermittlungsleiter des Studentischen Schnelldienstes, Quente und Bettermann, ab. Während der mausgraue Student irgendwo an einer Straße Fahrzeuge und Stunden zählte, fuhren die Herren Vermittlungsleiter im geheizten VW-Bus durchs Land. Selbstverständlich war diese ebenso verantwortungsvolle wie angenehme Tätigkeit auch höher dotiert. Nach dem Schnelldienst-Statut ist den Vermittlungsleitern allerdings die Annahme von „Jobs", abgesehen von bestimmten Ausnahmefällen, grundsätzlich untersagt. Kommilitone Bettermann äußerte aber auf Befragen, daß man es mit dem Statut nicht so genau nehmen brauche.

Abgewiesen werden mußten insgesamt 552 von 672 Kommilitonen, die für das Wintersemester ihr Medizinstudium in Frankfurt beginnen, bzw. fortsetzen wollten. Härter betroffen noch sahen sich die Bewerber um einen Studienplatz in der Pharmazie. Nur dreißig von 620 Kandidaten konnten zugelassen werden. Ein Numerus Clausus besteht auch für die Fachrichtungen Zahnmedizin, Physik und Chemie.

Etwa 1800 Manuskriptseiten sind bei der Redaktion der Wochenzeitung „Christ und Welt" eingegangen. 134 Professoren, Assistenten und Studenten haben sich damit an dem von der Wochenzeitung ausgeschriebenen Preisausschreiben über das Thema „Wie sollen sich die neu zu gründenden Universitäten von den bisherigen unterscheiden?" beteiligt.

„Die erste Durchsicht der Manuskripte läßt deutlich erkennen", schreibt die Zeitung, „wie brennend die Frage der Neugestaltung der Hochschule geworden ist und wie groß gleichzeitig entweder die Resignation oder auch die Empörung darüber ist, daß auf diesem Gebiet trotz vieler Anläufe so verhältnismäßig wenig Wirkungsvolles geschah". Die preisgekrönten Arbeiten sollen im Verlauf des WS in der Zeitung veröffentlicht werden.

Bei den kommunistischen Jugendfestspielen in Helsinki habe „jede Meinung frei vertreten werden" können. Zu diesem erstaunlichen Schluß sind fünf Frankfurter Studenten gekommen. In einer Erklärung fordern sie alle deutschen Studenten auf, sich auf eine „offizielle Teilnahme" am kommenden Festival einzustellen. Die „Feststellung" der fünf Studenten, wonach in Helsinki Diskussionsfreiheit geherrscht habe, und ihr Bekenntnis, „daß diese Festspiele zur Förderung der Verständigung und des Friedens geeignet sind", steht freilich im Widerspruch zu den Erfahrungen zahlreicher und unvoreingenommener Delegationsmitglieder aus den Entwicklungsländern, die das Festival gerade wegen des von den Veranstaltern an den Tag gelegten Meinungsterrors vorzeitig verlassen mußten. Wie Sprecher erfahren haben die Frankfurter Unterzeichner des Manifestes – laut eigener Auskunft als Mitglieder der „Reisegruppe Bundesrepublik" eigens im Sonderzug über Ost-Berlin und Leningrad nach Helsinki gefahren um nachzuprüfen, ob die deutschen Jugendverbände" eine sachgemäße Entscheidung trafen, als sie eine offizielle Teilnahme ablehnten" – auch vom Frankfurter Studentenparlament. Die Studentenparlamentarier hielten den ausdrücklichen Hinweis für angebracht, daß es sich bei dem Manifest um keine Erklärung der Studentenschaft handle, distanzierten sich überdies und wollen von einer Zusammenarbeit mit den Helsinki-Fahrern auch künftig absehen. Betroffen von dieser „Rüge" sind die SDS-Mitglieder Hartmut Voat und Ilka Schnabel, sowie die Studenten Heimo Claasen, Rudolf Schulz und Peter Raanc.

Ganze 13 Millionen Mark geben die Frankfurter Studenten innerhalb eines Jahres im Stadtgebiet von Frankfurt aus. Nahezu ein Drittel dieser Summe behalten die Zimmervermieter (wieviel Wucherer mögen wohl darunter sein) ein. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung, der man diese Zahlen verdankt, erinnert in diesem Zusammenhang an ein Wort Wilhelm von Humboldts, daß eine Hochschule nicht nur Kosten verursache, sondern auch die Prosperität einer Stadt erhöhen könne.

Für ungültig erklärt hat das Wahlgericht der Universität die Wahl der naturwissenschaftlichen Fachschaft zum Studentenparlament. Der Wahlgang vom 4. bis 6. Juli muß damit wiederholt werden. Das Wahlgericht unter Vorsitz von Prof. Mallmann beanstandete, daß die „Wahlversammlung erst am Vortag, und zwar zum Teil mittags" angekündigt worden sei. Es hätte so damit gerechnet werden müssen, „daß ein erheblicher Teil der Studierenden von der Ankündigung keine Kenntnis" erhalten konnte. Ausdrücklich ins Protokoll aufgenommen wurde aber auch die Erklärung des verantwortlichen Wahlleiters, daß „die Wahlversammlung ... ursprünglich, wie bei vorhergehenden Wahlen, für Donnerstag vorgesehen gewesen" sei. „Sie sei aber wegen einer Vorlesung, die auf den für den Donnerstag geplanten Termin fiel und um deren Ausfall sich vergeblich bemüht habe, auf den Mittwoch anberaumt worden." Der SDS hatte seinerzeit in Flugblättern die Behauptung verbreitet, die Wahl sei von den Korporationen manipuliert worden. Für diese Behauptung ist er bis jetzt den Beweis schuldig geblieben.

personalien

Helmut Bilstein, zur Zeit Pressereferent im hessischen SHB, vormals LSD-Fahnenträger, hat sich gemeinsam mit dem Genossen Kurt Langer den Zorn der Deutschen Burschenschaft zugezogen, die ihn wegen Beleidigung auf die Anklagebank gebracht hat. SHB-Mitglied Bilstein hatte im November 1961 die Deutsche Burschenschaft als eine „die Demokratie zerstörende" Pressure-Group bezeichnet und zur Veranschaulichung dieser Behauptung Kraftausdrücke wie „degeniert, zersetzende Atmosphäre, geistige Leichen, Verschleudern (der) Ideale, stupide, fechtgeil" usw. herangezogen. Die Amtsanwaltschaft erblickte darin ein nach § 185 und 200 StGB strafbares Vergehen. Der SHB hingegen fühle sich in schönem Parteideutsch zu erklären veranlaßt, „daß wir in den Korporationen einen unserer Hauptgegner auf den Universitäten sehen, da die gesellschaftspolitische Funktion dieser reaktionären Gruppierungen nicht dazu angetan sind, den Erhalt und Fortbestand unserer jungen Nachkriegsdemokratie zu garantieren." Man habe sich deshalb voll und ganz vor die beiden Beschuldigten gestellt. Daß Angriffe gegen die Korporationen überhaupt unter die Normen des Strafgesetzes fallen sollen, hält die Frankfurter Sozialdemokratie für bedenklich. Der SHB in einem von Bilstein mitunterzeichneten Schreiben: „Wird mit dem Aufrollen ... dieser Beleidigungsklage doch ein gewichtiges Moment unserer demokratischen Ordnung verletzt, der Freiheit der Presse". Die Verhandlung, ursprünglich für den 10. Oktober angesetzt, ist inzwischen verschoben worden, um den Beschuldigten zu ermöglichen, ohne Unterbrechung weiter am hessischen Landtagswahlkampf teilzunehmen.

Jörg Marder, RCDS-Demosthenes, ist laut Schreiben des neuen Gruppenvorsitzenden Kinzel „nicht mehr berechtigt, offizielle Erklärungen für und über die RCDS-Hochschulgruppe Frankfurt abzugeben". Damit hat eine Karriere, die Marder vom Haushaltsartikel-Vertreter bis zum offiziellen Sprecher des RCDS in den Saalschlacht-Diskussionen der politischen Studentengruppen geführt hatte, ihr abruptes Ende gefunden.

Helmut Pfeifer, für den AStA tätiger Vertrags-Busunternehmer, beklagte sich auf einer seiner Parisfahrten heftig über die Politik der Bundesregierung. Verkehrsteilnehmer Pfeifer: „Mit dem Geld, was man in die Rüstung steckt, hätte man schon dreimal was erfinden können, um den Nebel wegzukriegen".

Elisabeth Lenk, SDS-Referentin, bewies auf der Delegiertenkonferenz dieser Organisation Anflüge selbstkritischer Einsicht. Referierte die Genossin: „Ja, selbst vom Affen Sultan, mit dem der Gestaltspsychologe Köhler u. a. seine Intelligenzversuche durchführte, wird berichtet, daß er nach vergeblichen Versuchen des Sich-den-Kopf-am-Gitter-Wundstoßens einen Moment innehielt, dann auf eine nicht mehr kopflose, sondern planvolle Weise einen Stock ergriff, um mit ihm die begehrte und weitabliegende Banane heranzuscharren. Was, dem Affen Sultan recht ist, sollte uns ... billig sein."

Berufungen an die Universität

Prof. **Hans Peter** auf den ordentlichen Lehrstuhl für Römisches und Bürgerliches Recht.

Prof. **Otto Käser,** bisher Universität Basel, auf den ordentlichen Lehrstuhl für Geburtshilfe und Gynäkologie.

Dr. **Dietrich Gever,** bisher Universität Tübingen, auf den ordentlichen Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte.

Prof. **Karl Häuser,** bisher Universität Kiel, auf den ordentlichen Lehrstuhl für Wirtschaftliche Staatswissenschaften IV.

Priv.Doz. **Josef Fleckenstein,** bisher Freiburg, auf das Extraordinariat für Mittlere und Neuere Geschichte.

Priv.Doz. **Klaus von See,** bisher Hamburg, auf das Extraordinariat für Deutsche Philologie.

Für nur 2,36 DM pro Monat im Studentenabonnement

Politik, Wirtschaft und Technik im Spiegel zuverlässiger Informationen, sorgfältiger Analysen und bemerkenswerter Kommentare

Industriekurier

Deutschlands einflußreiche wirtschaftspolitische Zeitung · Düsseldorf · Pressehaus

Frankfurt a. M., Goethestraße 1 (am Goetheplatz) Telefon: 2 36 33 und 2 52 64

Fachbücher aus allen Gebieten: Jura, Wirtschaftswissenschaft, Technik, Medizin, Naturwissenschaften

Universitätsbuchhandlung

Blazek & Bergmann

literatur

Kata-Colombe

Anna Seghers las in der KATAKOMBE

Die eine nimmt Schlaftabletten, die andere dreht den Gashahn auf, weil der Mann die Hakenkreuzfahne aus dem Fenster hängt. Fresenius, der jetzt vom Schiff heraufwinkt, krepiert in den Argonnen ... eine sanfte Stimme reiht Unglück an Unglück. Mancher eilt der Stimme voraus: Unschuld, zerstörtes Leben, gebrochenes Genick. Der Mensch schluckt das wie ein Danaidenfaß. Da liest Anna Seghers, in karger Katakombenszenerie, und blickt rückwärts in eine zerstörte Zukunft. Wessen Sprache benutzt sie? Wir hören, wie ein trostloses Glück in trostlosem Unglück vergeht. Wessen Sprache ist das? Der erste Schlag ins Genick: ruhig, unbewegt der zweite Schlag. Sie ist aus dem einen Torso in den anderen gekommen: welches, liebe Teiresia, ist der hoffnungsvollere Cretin? Cretin? „Ich habe die Bäume gesehen hier, und die Sonne", sagt sie. Ist das die Sprache der Gegenwart? Kann das Gewissen etwas mit der Sonne anfangen? Ist Teiresias Stimme in die Vergangenheit verbannt? Diesem Ton, diesem zärtlichen Wechsel von Krieg und Frieden, diesem beruhigenden Lob des Märtyrertums, dieser Resignation dem unscheinbaren Judas gegenüber, diesem Stil duldender Verzweiflung hätte selbst Nero nicht seine Hochachtung versagen können. Die Braven kochen Kartoffeln und die anderen braten menschliche Herzen. Darüber sind wir alle traurig. Und weiter? Schreie nicht beim Braten! Und weiter? Ja, siehst du, das gebratene, stumme Herz war gut. Inzwischen haben wir eine Reihe gebratener Herzen verdaut. Wir erkennen an, daß uns diese Mahlzeit von einem gutem, lebendigem Herzen bereitet wurde. Es ist liebenswert, schlägt aber viel zu sanft. Wir brauchen Friedenstauben mit Krallen. Was da so klar und nackt begann, verwandelte sich in die halb somnabule Beschwörung der Rettungsformel: Antifaschismus. Aber die Formel lebte nicht. Es war eine Totgeburt und in der Katakombe nistete Leichenstarre. Die Anwesenden rochen nach Verwesung. Trauer, vor allem Sentimentalität sind kein Ausweg.

Die Frau in weißem Haar schien irgendwie abwesend, ihr in die ruinierte Vergangenheit gerichteter Blick verbreitete Einsamkeit. Dem Verwesungsgeruch mischte sich der heimliche Fatalismus jener bei, die wissen, daß auch das beste Kraut nicht allen Sicheln widerstehen kann.

Totenstarre? Wo sind die Aasgeier? Sie wetzten weder ihre Schnäbel noch vergossen sie Krokodilstränen. Pietät war Trumpf.

Die durch Todesfurcht erniedrigte Kreatur, ihr Widerstand und Nachgeben sind ein unerschöpfliches Suiet. Aber das Grausen, das in die kleinbürgerliche Idylle einbricht, ist zu vage, zu geschichtslos, zu sehr nur Feind des Liebes- und Familienglücks, es verliert zuviel seines satanischen, verzwickten unsterblichen Charakters. Der Pest ist weder mit Wehklagen noch mit den Leichentüchern aus der guten Waschkommode beizukommen.

Heinrich Schirmbeck

theater

SPQR

CORIOLAN im Großen Haus

Die Sucht nach Uraufführungen brechtscher Stücke hat uns einen revidierten Shakespeare und einen verwässerten Brecht beschert; was von Shakespeare ist, läßt sich nachprüfen, den Anteil des Stückeschreibers verkleinert die Inszenierung; macht so das Fragment — Brecht konnte die Modellaufführung nicht mehr zu Ende konzipieren — zu einem Mosaik der Bruchstücke. Der Machthunger des Caius Marcius Coriolan wird zur chevalereskен Geste, die das Publikum akklamierte, seine Gerissenheiten werden zu Possen und seine Pöbelverachtung köstlich: Kochs Inszenierung und das Bühnenbild von Mertz sind ohne Höhepunkte und können nur der Simplifikation des komplexen Stoffes dienen: die Projektionen auf den Hintergrund der Bühne erweckten den Eindruck, als habe man Rom zum Zwecke der frankfurter Aufführung noch einmal abgebrannt und zerstört.

Von der Kargheit der Gesten und der Sprechtechnik, die der ostentative Charakter des Stückes gefordert hätte, war nichts zu verspüren, es sei denn, man identifizierte die Stagnation, die sämtliche Bilder durchzog, mit verfremdender Nüchternheit. Befremdlich jedoch war manches; so die Besetzung der Volumnia (Mutter des Coriolan), oder die Trümmer des Kapitols in der Szene, an deren Ende die Senatoren und Tribunen erst dorthin gehen.

Die List der Tribunen, besonders die des Brutus (A. Michael Rueffer), kam nur durch die Fähigkeiten des Schauspielers zur Geltung, die sie beanspruchen darf, und auch Aufidius, der Anführer der Volsker, stach mit seiner Knappheit in der Mimik und den Gesten nur deshalb hervor, weil Coriolan (Hannsgeorg Laubenthal) zuviel davon hatte. In der Marktplatzszene, in der der Volksverächter und -feind um Stimmen für sein Konsulat betteln gehen muß, überdreht die Regie die haßgeladene Herablassung, in der noch mehr Stolz liegt als dem Soldaten Coriolan gebühren kann, und macht Komik daraus, anstatt jene an der Distanzierung und Verfremdung sich brechen zu lassen, so daß deren Widerschein den Zuschauer trifft. (In dieser Szene wär von der Vorlage viel transparent geworden: der shakespearesche Wortwitz, zusammen mit der brechtschen Rabulistik, hätte, in einer adäquaten Werkgestaltung, ein wahrhaftes Vergnügen bereiten können; so jedoch reizten sie zum Lachen, ohne dem Nachdenken Platz anzubieten.)

Kochs Vorstellungen vom Vergnügen an der Dialektik auf der Bühne sind die eines Regisseurs, der zur Dialektik das Verhältnis eines Rezipierenden, nicht aber das des Reproduzierenden hat; die Schwierigkeiten brechtscher Stücke liegt in ihrer Simplizität, die dem Zuschauer das Verstehen ermöglicht, an dem die Barriere des leidenden Helden gesündigt hat. Die vorliegende Inszenierung setzte Sympathien auf seiten des Betrachters frei, die ihm nicht mehr gestatteten, mit „der Hand in der Tasche, Zigaretten rauchend", jedoch mit dem Vergnügen des Begreifenden, der epischen Handlung zu folgen.

Brechts Versuch, Vergnügen am Erkennen zu evozieren beim Zuschauer, der durch seine Reflexionen Teil der Handlung geworden ist, ist in Frankfurt gescheitert, weil der Regisseur des Stückes die Dialektik als ideologisches Partikel zurückgestaut und mit Vorbehalten übernommen hat; Dialektik jedoch erfordert am Beispiel Brechts das Engagement, das die Intentionen des Autors ausmacht.

„Einschüchterung durch die Klassizität", überschrieb Brecht einen Aufsatz, in dem er die Umfunktionierung klassischer Stücke legitim ausdeutete, deren Bedeutung in einer veränderten Welt als der Veränderung der Welt dienend definierte; das Bühnenbild und die Akzentuierung der Handlung kapitulierten vor der Möglichkeit, dieses Leitmotiv zu formen und Gestalt werden zu lassen — nichts anderes aber meint Brechts Artikelüberschrift.

Wir können den Brecht spielen, wenn wir ihn spielen könnten — episches Theater gibt es anderswo.

phs

musik

Folk Blues Festival

Jazz hat sich aus Blues, Worksong und Spiritual entwickelt, und, mehr oder weniger die Elemente der abendländischen Musiktradition absorbierend, haben sich die mannigfaltigsten Formen bis zum Modern Jazz hin herausgebildet. Die Tatsache, daß der Blues nicht der Vergangenheit angehört, vielmehr als eine Volkskunst seine Eigenständigkeit über mehr als 100 Jahren beibehalten hat, dazu einen spürbaren Einfluß auf die heutige jazz-scene ausübt, läßt die Bedeutsamkeit jener von Twen und der Deutschen Jazz-Föderation veranstalteten FOLK BLUES FESTIVAL Tournee ermessen.

Als eine weltliche Gesangsform der nordamerikanischen Neger behandelt der Blues die Dinge des täglichen Lebens, oft sarkastisch, spöttisch, komisch, manchmal anklagend, niemals wehmütig oder gar sentimental. Für den Sänger wird der Vortrag zum Ventil; sind Zuhörer da, so werden diese mit einbezogen, Spontanetät auf beiden Seiten tritt in Wechselbeziehung, der Bluesvortrag gewinnt an Spannung und wird zum Höhepunkt geführt. Das Programm des FOLK BLUES FESTIVAL in der Frankfurter Kongreßhalle zeugte von einer glücklichen Auswahl der Mitwirkenden, wenn man bedenkt, daß nahezu alle führenden Interpreten, alle Richtungen des FOLK BLUES, vertreten waren, abgesehen von Muddy Waters und Lightning Hopkins, die anderweitig verpflichtet waren.

So zeigte denn auch eine Seite des Abends die Entwicklung innerhalb des Blues auf. Etwa den „archaischen Blues" eines John Lee Hooker, wie er sich heute noch in den ländlichen Gegenden erhalten hat, und wie er auch zum Teil von Sonny Terry und Brownie McGhee vorgetragen wurde. Danach der „städtische Blues" des Pianisten Memphis Slim, mithin einer der letzten authentischen Boogie Woogie-Pianisten, der von dem vitalen Willie Dixon (b) und von Jump Jackson (dm) begleitet wurde. Noch deutlicher wird diese „Verstädterung" bei T-Bone Walker, der Elemente des Swing mit aufgenommen hat und zusammen mit dem Mundharmonikaspieler Shakey Jake den „zeitgenössischen Blues" präsentierte, wie er uns im „rythem and blues" bekannt ist. Des gleichen Stils bediente sich auch Helen Humes, die einzige Sängerin des Abends, gleichzeitig aber auch Elemente des „klassischen Blues" einbeziehend, erkennbar etwa an der Beantwortung der Singstimme durch die Instrumentalbegleitung.

Überhaupt lohnte es sich, die Vortragenden immer wieder auf die Wahl ihrer Ausdrucksmittel hin zu beobachten, wie sie beispielsweise ihr Stimmvolumen ansetzten, in welcher Weise Stimme und Instrument, auf dem sie sich begleiteten, zueinanderstanden, oder wie sie ihr Temperament modulierten. Interessant zu sehen, wie etwa Sonny Terry und Brownie McGhee aufeinander eingingen, wie Sonny mit der Rauheit des "field-holler" Brownie's Glattheit der Sophistikation ausglich.

All das lohnte den Besuch, doch fehlte etwas von dem was T-Bone Walker einmal so ausgedrückt hat: „You've got to feel the blues to make them right. That kind of music really affects people, too. It's played from the heart and if the person listening understands and is in the right mood, why, man, I've seen them bust out and cry like a baby". Kaum ein Vortrag ging über die Form hinaus, Vortragende und Zuhörer fanden sich nicht im Gemeinsamen.

Die Gründe hierfür sollen nur kurz angedeutet werden: Für den Vortragenden besteht die Schwierigkeit darin, von acht bis elf außer Sänger auch noch Blues-Sänger zu sein, d. h., man erwartet von ihm, daß er in dieser Zeit eine beliebig reproduzierbare Form produktiv füllt. Zwei wichtige Faktoren, nämlich Publikum und Milieu, in dem er und seine Kunst aufgewachsen sind, fehlen ihm. Er muß sich immer wieder fragen: „Darf ich von einem weißen Publikum eine Aufgeschlossenheit erwarten, die über das reine Formempfinden hinausgeht?"

So wirkten die Blues-Sänger und Musiker an diesem Abend unausgeglichen und teilweise unsicher, und es blieb mehr oder weniger die Flucht in die Show; zweifellos gehört diese zum Bluesvortrag, aber wo der Vortrag nicht über die Form hinausgeht, dient sie nicht zur Unterstreichung des Gehaltes, sondern des Vortragenden; sie wird zur Masche.

So fehlte die typische „Blues-Atmosphäre", und das, was sonst auf eine spontane Wechselbeziehung und im günstigsten Fall auf eine physische und psychische Kongruenz von Künstler und Publikum hinausläuft, blieb aus. Die Elemente des Blues wurden als Effekte gebraucht und unterstrichen nicht die Aussage. Der Zuhörer fühlte sich nicht persönlich angesprochen, seine Reaktion war nicht spontan, sondern dem Gesetz der Masse unterworfen; im Grunde blieb er zugeknöpft.

Am Schluß sei noch einmal der Mann erwähnt, der den Abend eröffnete und der ohne Show auskam. John Lee Hooker, wohl der einfachste unter allen Mitwirkenden, sparsam in der Anwendung der Mittel, stand alleine auf der Bühne und sang und spielte wie vor einem leeren Haus. Einer seiner Blues hieß: 'I'm a stranger'. Und hierin gab er, wohl von nur wenigen bemerkt, einer Erfahrung Ausdruck, gemacht in seinem langjährigen Wanderleben, hier fast philosophisch verdichtet, allzuwahr an diesem Abend, die Fremdheit von Vortragenden und Publikum charakterisierend.

gw

film

Hundsföttereien

MONDO CANE — Italien 1962 — Regie: Gualtiero Jacopetti, Paolo Cavara, Franco Prosperi — Musik: Nino Oliviero, Riz Ortolani.

Was sich als schockierender Faustschlag ins Gesicht anpreisen läßt, lohnt der Untersuchung; denn meistens wirken solche Schläge in die Gesichter der Urheber zurück. Die Geschichte der Cinémathographie lehrt, daß Dokumentationen, die mit dem Anspruch der Allgemeingültigkeit auftreten, nicht selten ideologisch versetzte Bekenntnisfilme sind, deren Beweiskraft sich mit der Titelgebung erschöpft — so „The Savage Eye".

Es gilt, den versteckten Philosophemen und Ideologien von MONDO CANE nachzuspüren, die suggerieren, daß diese Welt nicht die beste aller möglichen sei und es auch nicht geändert werden könne; daß es eine hündische Welt ist, mit Gekläff überall; daß Differenzen kultureller und politischer Art nur Schein und Täuschung über die Wirklichkeit sind, zu der ein Schlüssel nur in den Händen der Regisseure existiert, die in durch unvermittelte Kongruenzen dem Zuschauer einzuhändigen vorgeben. Es genügt, so meinen jene, in Amerika und China „Scheußlichkeiten" zu sammeln, um das Verdikt des Titels zu legitimieren. Hier wie dort — hündische Mentalitäten, die sich bis zum Exzeß vor der Kamera austoben; das Bild, das solchermaßen auf die Leinwand projiziert wird, ist bis zur bewußten Lüge verzerrt und falsch.

Was die Regisseure reproduktiv vor den Betrachtern erstehen lassen, ist der Abklatsch einer Realität; ist kleinbürgerliche Exotik, die hinter und mit der Aura des Absonderlichen nur allzu vergeblich das déjà-vu kaschieren will. Die Intentionen, die in dem Film Sequenz für Sequenz verwirklicht werden, machen deutlich, was schon der Titel ahnen läßt: die Fakten, in denen die Möglichkeit engagierter Assoziationen eingeschlossen ist, werden an den spektakulären Kassenerfolg der Sensation verraten, womit den gemeinnützigen Vorstellungen von den „Wilden" Referenz erwiesen ist. Die Verkuppelung der ethnologisch bedeutsamen Riten an das Panoptikum abendländischer Kulturauffassung, die Identifizierung des Nichtidentischen, bekennen die Sucht nach Zwangskonstruktionen und Entsprechungen, nach Parallelvorgängen und „geheimnisvollen" Übereinstimmungen noch vor den immanenten Wertvorstellungen ein.

Es ist ein eminenter Unterschied, ob in Singapur Schlangen gekocht oder in New York Kellerasseln verzehrt werden; die Aufgabe einer Dokumentation, die über die Illustriertenreißer hinaustendiert, ist es, die Differenzen herauszuarbeiten, die zwischen zwei oberflächlich gleichen Phänomenen gemäß ihrer ökonomischen, soziologischen und vor allem geschichtlichen Bedingungen bestehen; genauso, wie es nicht deren Aufgabe ist herauszustellen, daß die „Eingeborenen" fressen, während die Scheckbuchprominenz von New York ihre Ameisen und Bisamrattenschwänze dezent und standesbewußt „verzehrt". Die Wertskala, die noch in Parallelschnitten, Gegenschwenks und Überblendungen Diffamierungen transparent werden läßt, findet in der musikalischen Aussteuer ihre kaum verhohlene Entsprechung; sowohl Tam-Tam als auch cool-jazz verschleiern nur den Bildwert, dienen der Faszination, dem Erschlagen der möglichen Reflexion beim Betrachter. Der Gestus des Zeigens geht gerade durch das Nebeneinander und Inbeziehungsetzen verloren; was tatsächlich geleistet wird ist, daß dem Zuschauer dieses neutralisierten Pandämoniums das Bewußtsein paralysiert wird und er anerkennen muß, was erst ins rechte Licht zu setzen wäre.

In dieser gefährlichen Nähe zur Wochenschau steht MONDO CANE: was den Film von jener pervertierten Dokumentation unterscheidet, sind einzig Länge und Farbe. Getreu der Bestimmung durch die Regie trägt die Musikuntermalung — von Jazzanalogien bis zur requiemartigen Seriosität — das Signum der Mystifikation: sie akzentuiert nicht, noch bildet sie gestischen Kontrast, sondern sie verschmilzt Bild und Text zu einem Amalgam gänzlicher Indifferenz.

Der Kommentar, das gesprochene Wort, womit vielleicht allein ein solches Aneinanderreihen sinnvoll werden kann, versagt vollständig vor der ihm gestellten Aufgabe. In gereimten Apercus und hymnischen Elogen auf die Promiskuität, freilich von sogenannter „Ironie" durchtränkt, wird sogar die Wirkung, die von den Bildern ausgehen soll, erledigt. Die unkritische Haltung dem Thema gegenüber wird vollends am Schluß deutlich, wo ein spezieller Eingeborenenkult ins Bild gerückt wird: der CARGO-KULT, an dem die zynische Verdummung der Papuas durch die weißen „Herren" hätte aufgezeigt werden können, nötigt den Regisseuren die Bewunderung ab, die ihre Protestationen als Schein denunziert. Die vorgebliche Information verrät sich als Tabuisierung, in der Freude darüber mitschwingt, daß es so etwas gibt.

Wir weigern uns, eine Welt als die unsere zu betrachten, die durch dokumentarische Hundsföttereien als hündisch und präformiert hingestellt wird und die aus der Vorstellung imaginativer Regisseure zur Wirklichkeit zu werden droht; die mit der Realität nur deren Abhub gemeinsam hat und noch in ihren absonderlichsten Zügen durch die Tatsächlichkeit domestizierter Verbrechen den Stempel des längst Überholten trägt.

Peter H. Schröder

JOSEF HILFRICH
Wissenschaftliche Buchhandlung

Frankfurt am Main-West 13
An der Bockenheimer Warte
(Adalbertstraße, Ecke Gräfstraße)
Telefon 776865

STUDIERENDE finden Zimmer leer und möbliert bei

WOHNUNGEN / ZIMMER
laufend durch
Zimmer NACHWEIS
IMMOWEST GMBH
Tel. 595392
FISCHERSHEIMER LANDSTR. 24

Große Auswahl in Leer- und möbliertem Wohnraum in jeder Größe und für jeden Geldbeutel!

Immer nur Ansprüche

Ungewöhnlich anmaßende Studentenfunktionäre haben sich jüngst in den vorparlamentarischen Raum vorgewagt; ein „Diskussionsmodell eines Gesetzentwurfes" haben sie ausgedacht, mit dem sie – Endstation Utopia – den Gesetzgeber um eine Aufwertung der studentischen Selbstverwaltung bitten. Das Opus ist recht sauber formuliert, aber Fachkreise betrachten es als unzeitgemäßen

Scherz, denn das vorgeschlagene Gesetz soll der Studentenschaft Aufgaben reservieren, die sie dann in Selbstverwaltung regeln kann. Damit soll unterbunden werden, daß sich andere Organisationen dieser Dinge annehmen. So wollen z. B. die Gesetzesplaner die „wirtschaftliche Selbsthilfe" zur Selbstverwaltungsaufgabe machen. Muß man da nicht annehmen, daß sie die Studentenwerke abschaffen wollen? Mit anderen Ansprüchen wollen sie den Hochschulsenaten, akademischen Auslandsämtern, dem Kuratorium Unteilbares Deutschland und anderen Institutionen mehr ein beträchtliches Maß an Einwirkungsmöglichkeiten auf die Studenten streitig machen.

Vermutlich waren sich die Herren Studentenvertreter gar nicht darüber im klaren, daß sie sich mit diesem Gesetzentwurf zwischen alle nur denkbaren Stühle gesetzt haben. Sie würden, vorausgesetzt daß es überhaupt zu einer Diskussion ihrer Pläne kommt, Krieg an allen Fronten führen müssen. Die Chancen dazu sind allerdings nicht groß, weil der Kampf um die Verwaltung der Studenten bereits zu einem Waffenstillstand geführt hat: jede der interessierten Stellen hat sich schon längst das gewünschte Maß an Einfluß erkämpft, und die Studentenvertreter werden kaum in die geschlossene Front einbrechen können. Zu viele Brückenköpfe und Vorposten wären zu schleifen.

... Satire. Die studentische Selbstverwaltung führt – aus übergeordneter Perspektive gesehen – nicht nur ein Schattendasein im AStA-Büro, sondern sie lebt kräftig, blüht, und wächst noch ständig. Um das erkennen zu können, muß man sich allerdings von dem Vorurteil frei machen, nur Studenten dürften studentische Selbstverwaltung betreiben. Denn die Verwaltung studentischer Angelegenheiten wird vorzüglich von Leuten wahrgenommen, die berufliche Studentenverwalter geworden sind. Häufig sind es sogar ehemalige Studentenvertreter, die dann als Morgengabe dem neuen Dienstherrn weitere Kompetenzen aus dem Ausverkauf der studentischen Selbstverwaltung einbringen. Früher war beispielsweise die politische Bildungsarbeit eine Sache der Studentenschaft selbst – heute wird sie ihr vom Kuratorium Unteilbares Deutschland und von Senatsausschüssen verordnet; früher durfte sie die internationalen Studentenbeziehungen selbst pflegen – heute „betreut" das akademische Auslandsamt, während das Deutsche Studentenwerk internationale Studententreffen arrangiert; ehemals hat sie sich zur wirtschaftlichen Selbsthilfe selbst Einrichtungen geschaffen – heute schafft sich das Studentenwerk selbst; früher . . . früher . . . früher . . .

Nun ja, die Zeiten ändern sich, und mit ihnen die Studenten. Zugegeben, früher waren das noch echte Persönlichkeiten, sagt man heute, an denen sich die Nachfahren ein Beispiel nehmen sollten. Allerdings: spricht es gerade für politische Bildung, daß sie nahezu ausnahmslos in den tausend Jahren in die innere Emigration gegangen sind? Und wie hoch haben sie den Gedanken der „wirtschaftlichen Selbsthilfe" gehalten? Aber ja, sie haben dafür gesorgt, daß die Studentenwerksarbeit auch ohne oder gar gegen den Willen der Studenten fortgeführt werden kann! Und die musische Bildung der Studenten liegt ihnen so am Herzen, daß sie gleich ins Erziehungsprogramm der Wohnheime aufgenommen wurde!

Heute ist das alles so schwer geworden bei diesen Studentenmassen. Wachsamkeit ist notwendig, damit diese Erfolge nicht leichtfertig in Frage gestellt werden. Wie sieht es politisch in der Studentenschaft aus? Zwar ist es recht ermutigend, daß ganze 32 Prozent aller Studenten die linksextreme Studentenzeitung KONKRET nicht kennen. Das beweist, daß unsere Studenten gegen den Kommunismus immun sind. Darin, daß 59 Prozent mit der Politik unseres Bundeskanzlers einverstanden sind, wird deutlich, daß die Mehrheit der Studenten aus guten Demokraten besteht. Aber hält man sich andererseits vor Augen, was die Studenten in Japan, der Türkei oder Korea politisch treiben, so sieht man, daß die Studentenverwaltung und -erziehung bei uns auf dem richtigen Wege ist. In den Wohnheimen muß weiter für die Päßlichkeit des Denkens, für ernste Arbeit, für Frohsinn und Harmlosigkeit studentischer Gemeinschaft gesorgt werden. Zucht und Sitte wachzuhalten ist die ernste Aufgabe, die sich die Studentenverwalter gestellt haben.

Es liegt auf der Hand, daß dazu Selbstverwaltung ungeeignet ist. Dann hätten die Studenten selbst etwas zu sagen, einen Bereich eigener Verantwortung, in den niemand hineinreden könnte! Dazu haben sie aber keine Zeit!

... Ironie wenn die Studenten heute verwaltet, versorgt, bevormundet, erzogen werden, so sind daran allein die Studentenvertreter der Nachkriegszeit schuld. Sie haben nie bedacht, daß die Freiheit nicht nur Rechte, sondern in erster Linie Pflichten mit sich bringt. Sie haben ihre Beschränkungen nicht anerkannt, ihre Aufgaben nicht beachtet. Vielleicht waren sie ihnen nicht gut genug, oder auch nur zu lästig. Aber dafür wollten sie alle einmal im Senat sitzen, mit abstimmen dürfen, überall mitkritisieren, aber nirgends verantwortlich sein. Dafür haben sie gehandelt und gefeilscht, intrigiert und Geheimdiplomatie gespielt – und verloren. Und auch dann noch, als sich die Selbstverwaltung schon längst zu Ende verwaltet hatte, rangen sie in maßloser Verkennung ihrer Aufgaben um einen Senatssitz.

So ist es also gekommen, daß die Studentenschaft heute in Angelegenheiten, die sie früher einmal selbstverantwortlich geregelt hat, lediglich noch Wünsche vortragen und bestenfalls Änderungen beantragen darf.

... und tiefere Bedeutung. Die Aufgaben, die die Studenten in Selbstverantwortung wahrnehmen möchten, lassen sich leicht beschreiben. Sie wollen nämlich nur ihre eigenen wirtschaftlichen und kulturellen Angelegenheiten selbst regeln.

Braucht man dazu ein Gesetz? Leider ja! Die Studentenschaft muß durch die Rechtsordnung gegen fremde Erziehungsversuche geschützt werden und sich selbst die Verpflichtung auferlegen, die künstlerischen, musischen und sportlichen Interessen der Studenten zu unterstützen und staatsbürgerliche Bildungsarbeit zu treiben. Und das Studentenwerk soll wieder das Instrument werden, dessen sich die Studentenschaft bedient – nicht umgekehrt.

So nehmen die Studenten eine politische Haltung ein, die dem Staatsbürger eigentlich angemessen wäre: sie setzen sich gegen obrigkeitliche Verhältnisse zur Wehr. Sie treten Erziehungsversuchen an Erwachsenen entgegen. Und sie wollen schließlich gesichert sehen, daß Würde und Entfaltungsrecht auch der Studenten nicht angemaßter Verantwortlichkeit arrivierter Manager zum Opfer fallen.

Kurt Eich

Juristentag

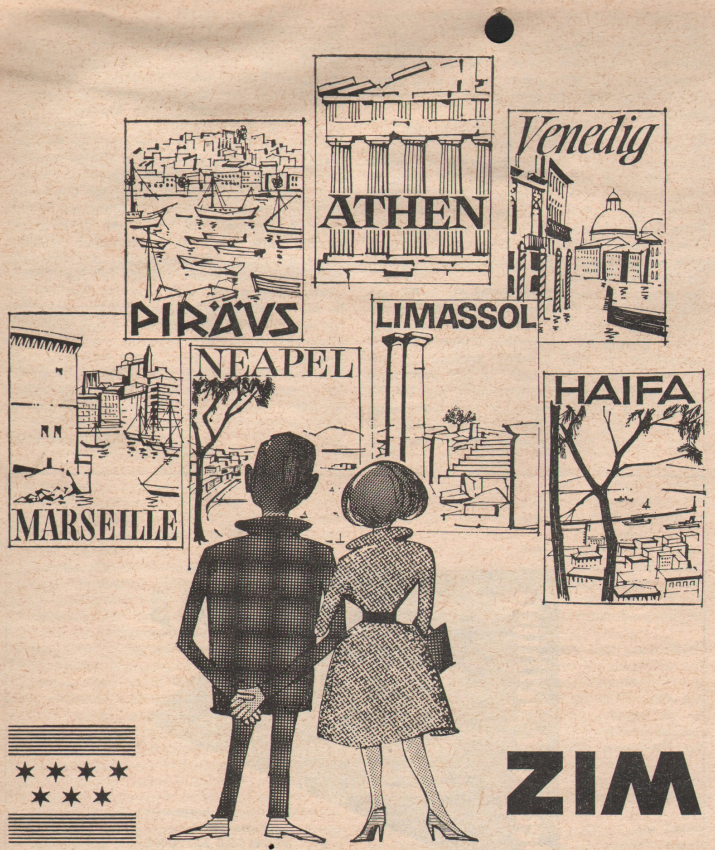
Vom 14. bis 20. Oktober 1962 fand in Berlin der erste „Internationale Jurastudentenkongreß" statt. Vertreter aus 14 europäischen Staaten waren zusammengekommen, um über die Ausbildung und Aufgaben des Juristen zu reden. Damit sind die Jurastudenten dem Beispiel der Mediziner und der Wirtschaftswissenschaftler gefolgt, deren internationale Vereinigungen sich seit langem bewährt haben.

Ein Vergleich zwischen der IFLS und der AIESEC zeigt jedoch, daß eine Jurastudentenorganisation – insbesondere hinsichtlich des Auslandsstudiums und des Studentenaustauschs – grundsätzlich andere Schwerpunkte haben muß. Kann bei einem Auslandsstudium von Wirtschaftswissenschaftlern noch von gewissen allgemeinen volkswirtschaftlichen Gesetzmäßigkeiten ausgegangen werden, so fehlt bei den Juristen die Gleichartigkeit der „Gesetzmäßigkeiten", verstanden als Gesetzesmaterialien, – bis auf Randgebiete wie Römisches Recht oder Privatrechtsgeschichte. Darum kann es sich bei dem Auslandsstudium von Jurastudenten primär nur um ein Kennenlernen fremder Rechtssystematik und -praxis handeln. Daher wird ein Auslandsaufenthalt in der Regel eher für den „post graduierten" Juristen in Frage kommen. Hier wurde der interessante Vorschlag gemacht, eine von den Staaten der europäischen Gemeinschaft gemeinsam zu unterhaltende europäische Verwaltungshochschule (ähnlich der deutschen Verwaltungshochschule in Speyer) zu errichten, auf der in besonderen Vorlesungen das Recht der europäischen Gemeinschaften gelehrt werden sollte.

Erst wenn diese Voraussetzung gegeben ist, kann der nächste Schritt einer Rechtsangleichung erfolgreich in Angriff genommen werden. Dabei sollte jedoch festgehalten werden, daß auch in einem politisch geeinten Europa eine allgemeine Rechtsangleichung weder möglich noch wünschenswert sein würde. Vordringlich dürfte z. B. die Vereinheitlichung des Kaufrechts sein, einer Angleichung unzugänglich dagegen weitgehend das Familien- und Erbrecht.

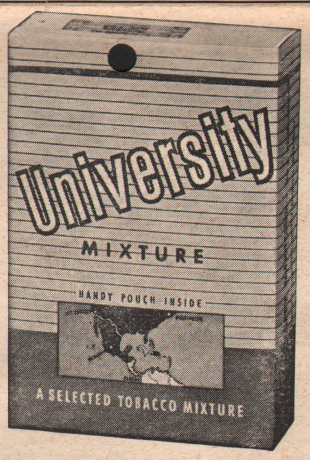
Diesen diffizilen juristischen Fragen, die das Heranwachsen der europäischen Staatengemeinschaft mit sich bringt, werden in kürzester Zeit die Studenten von heute bereits in der Praxis gegenüberstehen. Das nationale Recht und der nach dem gegenwärtigen Ausbildungssystem praktisch allein am nationalen Recht geschulte Jurist ist diesen Aufgaben nicht gewachsen. Darum muß – wie in entsprechenden Resolutionen zum Ausdruck kam – auf eine stärkere Berücksichtigung fremden Rechts in den Lehrplänen und in den Examina der einzelnen Länder hingewirkt werden.

Wolfgang Brauße



ZIM

S.S.„THEODOR HERZL" S.S.„JERUSALEM" M.S.„MOLEDET"
Regelmäßige Abfahrten – Auskünfte durch IHR REISEBÜRO



Neu

der
Pfeifen
Tabak
internationaler
Klasse

DM 2.-
DM 3.-

DIE INTERNATIONALEN ZEITSCHRIFTEN FÜR MODERNE KUNST

DAS KUNSTWERK
L'OEUVRE D'ART THE WORK OF ART

EINE ZEITSCHRIFT ÜBER ALLE GEBIETE DER BILDENDEN KUNST

VERNISSAGE
KUNST · KRITIK · KONTAKTE

DAS KUNSTWERK erscheint monatlich im 16. Jahrgang und bezieht jetzt auch den englisch-amerikanischen Raum in seine Berichterstattung ein durch **Bildberichte von allen wichtigen Plätzen der Welt in deutsch und englisch.** Es kostet vierteljährlich **DM 12,–** + Zustellgebühr, Einzelnummer **DM 4,20,** und kann durch die Post und durch jede Buchhandlung bezogen werden. Umfang 48–60 Seiten, Großformat 21,5 x 27 cm, davon ²/₃ Bildproduktionen, 2–4 Farbtafeln. Probeheft DM 3,– durch den Verlag.

VERNISSAGE ist die aktuelle Atelierzeitschrift mit Bilddokumentationen über Kunst und Kunstbetrieb in aller Welt: polemisch – witzig – kritisch. Der 3. Jahrgang beginnt im Oktober 1962. Jährlich 6 Hefte Format DIN A 2 im Umfang von 12 Seiten. Jahresabonnement **DM 10,–** + Zustellgebühr. Einzelnummer **DM 2,40.** Probehefte kostenlos durch den Verlag.

AGIS-VERLAG BADEN-BADEN

Probleme von Figuren

Käte Hamburger: Von Sophokles zu Sartre. Stuttgart: Kohlhammer 1962. (Sprache und Literatur 2.) 8,80 DM.

Wenn in einem 200 Seiten starken Buch mehr als 40 Stücke aufgeboten sind, über das Verhältnis von antiken Dramencharakteren zu ihren modernen Nachgestaltungen Auskunft zu geben, wird man schlimmstenfalls einen Schauspielführer erwarten und die Enttäuschung schon nicht mehr allzu groß sein, wenn „die eine Seite des dialektischen Verhältnisses ... die Identität der Figuren in den Veränderungen der Problematik, die Unveränderlichkeit der Grundsituationen, die durch die Tragiker gegründet worden sind" (S. 24) nicht durchweg Leitfaden der Untersuchung geblieben ist, obwohl die Gedrängtheit der Darstellung den ohnehin auf den weltanschaulichen Gehalt beschränkten Ansatzpunkt noch einmal verengt, der Autorin wenig Gelegenheit gibt in differenzierte Analysen auszuschweifen, wenigstens in einem Fall auf das konsequente Abhören des Dreiklangs mythisch-klassisch-existentiell zu verzichten zugunsten von Überlegungen, was es mit der ominösen Unterscheidung von „auch formal modern" und „modernem Sinn und Sein" auf sich haben könnte. Die Abstraktion von dramatischen Situationen und Strukturelementen, in denen sich jene relativiert durch den Bezug auf andere Momente erst verwirklichen, auf eine Bedeutung, die sie für das „besondere Leben" der methodisch fixierten Hauptfiguren haben, läßt Ontologie von der Art der Grundbefindlichkeit besser durch als Formkriterien, die Hinweise enthalten müßten, ob die Neuaufnahme durch mehr gesichert ist als durch Wertproblematik und Abglanz der Tradition. Daß eine Rechtfertigung nicht in der Absicht der Autorin liegt, vielmehr mit der Feststellung des einfach faktischen Vorhandenseins sich erledigt, ist im Vorwort gesagt.

„Der Unmodernität der Methode möge die Modernität der Thematik zugute gehalten werden, die eben in dem Fortleben der antiken Figuren in unserer heutigen dramatischen Literatur besteht" (S. 26).

Man möchte ihr einiges zugute halten in Anbetracht des umfänglich aufbereiteten Materials für die in den Oberstufen beliebten Diskussionen um die Willensfreiheit, der Tatsache, daß das Sein ihr institutionell entgegenkommt, hätten nicht die Stücke den Preis des wohlwollenden Einverständnisses zu tragen. Es gelingt nicht jedem, wie es z. B. in dem Fall der „Antigone" Anouilhs gerade noch glückt, daß der Gegenstand seine ästhetische Differenz gegen den Zeitgeist rettet und die heroischen Ideen der Geworfenheit, die die Ausdeutung ihm zuschreibt, nachdem sie schon immanent Zweifel und Gleichgültigkeit ausgesetzt waren, in beliebig wiederholbarer Parodie auch nach außen zurückweist, dem Gedanken Zeit läßt einzusehen, daß er sich voreilig mit einem Aspekt identifiziert hat, der schon verloren war, bevor er wahrgenommen wurde, ein blindes Motiv, das nichtdestoweniger Marionetten bewegt. An Giraudoux' „Elektra" ist die Ironisierung der „hohen Form der Tragödie" zu einem alltäglichen Vorgang zwar erkannt, doch hat die Autorin, anstatt den strukturellen Veränderungen, zu denen die Skepsis gegenüber dramatischen und anderen vorgegebenen Apriori führt, nachzugehen, sich mit einer Nacherzählung begnügt, mit der Zugabe, daß an den Stellen, an denen sonst Ethisches abgehandelt wurde, nun das Leben als würdige Philosophie erscheint.

Deutung vom Gehalt, seitdem sie sich im Gebrauch zu einem Katalog von wertvollen Wörtern verbunden hat, der sich automatisch einstellt, gerät nach rückwärts ins Mythologisieren und anders in ein Bewertungsschema, das von der konkreten Darstellung leicht absehen kann, dürftige Moralstücke als Variation eines sonst nicht sehr ergiebigen Stoffes akzeptiert. Hatte die Figur der Medea, nach Meinung der Autorin in ihrem antiken Muster stärker festgelegt als andere, keine neue Problematik eingebracht, „so hat sie eine gewisse Tendenz, sich aus einer Ehetragödie zu der Frage nach dem Recht des einzelnen zum Ganzen zu erweitern, zur Frage nach dem Recht des einzelnen, um eigenen noch so schweren und unbilligen Schicksals willen sich an der Gemeinschaft zu vergehen" (S. 168). Matthias Braun hatte das Verdienst, dessen fragwürdiger Reiz anscheinend in der noch nicht dagewesenen Addition des Wohlbekannten liegt. Es ist ein ungetrübt positives Kapitel und die bündische Maxime, daß allgemeines Jammern („labile innen- und außenpolitische Lage") vorgeht vor privatem, nur mehr „unbescheidenem Elend", das in seiner Unbedeutendheit fürs Ganze nur die Bedeutung hat es zu verwirren. Die Vorherrschaft der Idee reicht aus, in einem schlechten Trauerspiel ihre Unmöglichkeit zu beweisen. Läßt sich der Hauptperson kein eindeutiger Sinn abgewinnen oder wie bei Hauptmann das mühsam in mythische Ferne übersetzte Geschehen nicht gefahrlos wieder rückwärts lesen, eine vor die Zeit entrückte Fabel oder ein „menschheitsgeschichtliches" Symbol zu garantieren, durchschlägt stilisierte Archaik die Beschaulichkeit abgegrenzter Erfahrung und präsentiert sich als geschichtlich, indem die Einheit des Charakters schockierend zerfällt wie in der „Medea" H. H. Jahnns, ist es eine Sache enthumanisierter Auffassung. Das Geschmacksurteil, selber subjektiv, schreibt das, was Subjektivität übersteigt als Perversion dem einzelnen zu. In der Gleichsetzung von Intention und Dargestelltem stimmt es überein mit der allgemeinen These des Buches, daß die Nachgestaltungen bestimmt sind von der Erweiterung des Wissens in Psychologie und Archäologie.

Am angemessensten ist die kurzgefaßte Übersicht über Motivgruppen und ihre Veränderungen dort, wo das Muster die konsequente Abspiegelung einer von ihm bestehenden Konzeption zu tragen hat (Sartre, Wilder) oder in ein anderes Milieu übertragen wird bei gleichzeitiger psychologischer Deutung des festliegenden Handlungsablaufs (O'Neill). Konkrete Nachweise der Verbindung von These und Bild, sicher gezeichnete Baupläne zum Vergleich, durch markante historische Punkte gezogene Perspektiven von Figuren sind zumindest nützliche Nachbilder von verschwindenden Ornamenten. Es erinnert an die Verfahren der projektiven Geometrie.

Heinrich Fecher

Protest und Verheißung

Wilhelm Emrich: Protest und Verheißung. Studien zur klassischen und modernen Dichtung. Frankfurt—Bonn: 1960.

Der Titel, unter dem Walter Emrich Aufsätze aus den Jahren 1939—1960 gesammelt hat, vermag abzuschrecken. Parieren wir den Widerwillen, indem wir seine Ursache analysieren und uns dem Buch zuwenden.

Der Titel stellt Dichtung vor in einem Verhältnis zur geschichtlichen Welt, welches bekundet, daß der Literaturwissenschaftler deutlich Wertverwirklichung von ihr erwartet oder erhofft.

Der Eichendorff-Aufsatz, der die Sammlung einleitet, enthält in der Doppeldeutigkeit seines Titels bereits die ganze Problematik von Emrichs Methode: In ihm verschwimmt geschichtsphilosophische Betrachtung von Dichtung mit der Betrachtung der geschichtsphilosophischen Thematik von Dichtung. In dieser „Skizze einer Ästhetik der Geschichte" sucht Emrich am literarischen Gegenstand (Eichendorff) sein eigenes wissenschaftliches Problem auf. Am Ende des sehr anregenden Aufsatzes formuliert er Fragen an den Gegenstand, die plötzlich umschlagen zu Zentralproblemen einer Wissenschaft von der Dichtung. Als Kernproblem bleibt übrig die Frage: Wie verhalten sich Natur und Geschichte im Begriff und damit in der Poesie zueinander, deren Beantwortung er für die Zukunft von der Literaturwissenschaft erwartet. Die Konsequenz, mit der er selbst sich dann jener Frage stellt, ist unterschiedlich. Folgerichtig aber ist es, wenn er zuerst den Begriff des Symbols und seine Erscheinung bei Goethe in den Mittelpunkt seiner Forschungen stellt. In dem Aufsatz: „Symbolinterpretation und Mythenforschung" werden die Ergebnisse seines Buches über die „Symbolik von Faust II" zusammengefaßt und Ansätze zu einer an Hegel und Goethe ausgerichteten Dialektik des Symbols sichtbar. Als Schwäche wird hierbei spürbar, daß Emrich diese Dialektik nicht deutlich genug als Leistung des Bewußtseins entfaltet, sondern Erscheinung und Wesen bei ihm als Anschauung und Begriff im Sinne von Sein und Nichtsein ontologisch aufeinanderbezogen werden, was Folgen für seinen Begriff von der Wahrheit hat, die das Symbol aufzudecken vermag.

Außerordentlich wichtig und dankenswert aber sind einige grundsätzliche Feststellungen:

1. Aufgabe der literaturwissenschaftlichen Symbolforschung ist es nicht, das Identische in den Symbolen festzustellen (Archetyp), sondern die spezifische Differenz. Für sie ist das Symbol Produkt eines historisch bestimmten Bewußtseins.
2. Symbole als Orte der Vermittlung von Anschauung und Begriff sind Gegenstände des tätigen, reflektierenden Geistes, nicht der unmittelbaren Anschauung (mystischer Kontemplation).
3. In dichterischem Zusammenhang ist die Wahrheit der Symbole eine Funktion des ästhetischen Gesamtzusammenhangs.

Es wäre nun im einzelnen zu verfolgen, wie Emrich zu seinem Begriff des Mythos kommt und jener Begriff dann seine Interpretation Kafkas beherrscht, wie dabei aus dem Hintergrund ein Wertbegriff von der Seinsweise der metaphysisch aufgefaßten geschichtlichen Wahrheit in der Dichtung bestimmend wird und so das zweideutige Bild von jenem Propheten Kafka entsteht, der den „wahren Mythos des 20. Jahrhunderts" (S. 263) geschrieben haben soll. Diese werthafte Überhöhung von Kafkas Dichtung bestimmt dann Emrichs Bild von der Moderne, das er in einigen im Grunde identischen Aufsätzen entwirft. Dabei wird er plötzlich als Anwalt eines bestimmten Begriffs vom Kunstwerk, von der „echten Erzählkunst", zum Widersacher des Geistes, wenn er in dessen reflektierenden, analytischen Momenten, wie sie in ironischer und satirischer Bewältigung der Welt und den Versuchen einer totalen Integration jener subjektiven Prozesse im Kunstwerk eine „Hybris" findet, der Kafka als einziger nicht verfallen sei, weil er das „Tremendum" vor dem „unbekannten Gesetz" als Dunkelheit in die sprachliche Welt gerettet habe.

„Und eben dieses Tremendum macht Kafka zum reifsten und geformtesten Erzähler unseres Jahrhunderts. Einzig bei ihm ist in jedem Satz unheimlich die richtende Ursprungsgewalt anwesend, die alles, was wir leben und tun, unausgesetzt in Frage stellt und entlarvt" (S. 189). Wenn Emrich Kafkas Leistung dann positiv erhöht zur „wissenden Durchleuchtung der Weltwirklichkeit" (S. 189), dann ist aus dem Werk Offenbarung und aus dem Mann ein Prophet geworden.

Auf diese Weise wird seine Deutung der Moderne monoton, religiös, subjektiv und herrisch. Dazu kommt noch, daß gerade in den allgemeinen Aufsätzen sich auch formal die synthetische Intention seines Denkens in dem Sinne emanzipiert, daß hier versucht wird, aus der Fülle der modernen Dichtung einen Begriff als Wesen zu isolieren, der sich am Konkreten sehr schnell als das schlechte Identische zeigt: als abstrakte Formel.

Wenn er als Wesen der Moderne die Auflösung aller gegebenen Ordnungen in einem „absoluten Funktionalismus" (S. 115) bestimmt und dieses Wesen mit unterschiedlicher Überzeugungskraft an den Werken konkret zu beschreiben sucht, dann wird in der folgenden Fehldeutung der Identitätszwang als Verfälschung der Sache erkennbar und damit das Vertrauen des Leser auf die Sinnträchtigkeit jenes Begriffs der Moderne untergraben. Auf folgende Weise beweist Emrich die Modernität Hans Carossas:

„... während bei Goethe im erzählten Vorgang selbst schon eine unendliche Tiefendimension sichtbar wird, die er nie ausdrücklich formuliert, sondern die nur durch immanente Betrachtung des Erzählten selber erschlossen werden kann, verweist Carossa ständig auf die geheimere, tiefere Bedeutung ..." (S. 120).

Indem er aber jenen oberflächlichen Charakter der Deutung bei Carossa mit dem Drang der Moderne, die Subjektivität der geschaffenen Welten im Werk zu reflektieren, identifiziert, wird der spezifische ästhetische Mangel, der in der eindeutigen Art besteht, mit der bei Carossa der Stoff auf einen Sinn bezogen wird, in dem Bemühen des Autors, „daß der Leser in jedem Augenblick weiß, um was es geht" (E. zu Hesse S. 120) und der seit je Merkmal schlechter Dichtung war, zum Zeichen der Modernität.

Diese Identifizierung aber ist nicht zufällig. Es ließe sich nämlich nachweisen, wie tatsächlich in Emrichs Begriff der modernen Dichtung verworren ein Moment ästhetischer Minderwertigkeit integriert ist, das in seinen Urteilen über Thomas Mann, Musil und Broch gegen Kafka zutage tritt als Widerstand gegen das diskursive Moment im Kunstwerk.

So liest man Emrichs Aufsätze mit Interesse und Widerwillen, gleichsam immer im Sprung gegen den herrisch synthetischen Anspruch seines Denkens. Man ist dankbar dafür, daß er versucht, Arno Holz dem Vergessen zu entreißen und Wedekinds Lulu eine scharfsinnige Analyse zuteil werden läßt, man wehrt sich gegen den Anspruch religiös gestimmter literarischer Urteile und erkennt, daß nur die Nähe des ästhetischen Gegenstandes, des Kunstwerks, die Emanzipation synthetischen Denkens verhindern kann oder vielmehr bewirkt, daß die synthetischen und analytischen Momente im Akt der Erkenntnis ununterscheidbar identisch bleiben.

Helmut Hartwig

Hauptperson: Mensch

Ingeborg Drewitz: Das Karussell (Roman). Göttingen: 1962. 272 S. 15,80 DM.

Auch der Verlag Sachse und Pohl, der sich bislang mit einigen literaturwissenschaftlichen Publikationen einen guten Namen gemacht hat, beginnt nun (analog Hanser und Luchterhand — wo das Unternehmen allerdings gelang), literarischen Nachwuchs auf den Markt zu werfen. Unter dem Deckmantel eines Paperbacks zeigt er hier in modischem Umschlag mit gekonnter Kleinschreibung den ersten Roman einer Hörspielautorin vor, Ingeborg Drewitz, an der vermutlich die literarischen Entwicklungen der letzten hundert Jahre ohne Spuren vorübergingen.

Der Roman wird Karriere machen, sobald er auf den Tisch eines Abendstudiorezensenten fällt; ein Fördererkreis spitzt die Ohren; die Bundeszentrale für Heimatdienst nickt wohlwollend; denn die Thematik ist packend aktuell und dennoch konstruktiv, heiße Eisen werden selbstverständlich mutig angefaßt, — zwar (laut Waschzettel) „Hauptperson ist der Mensch ..." („... und doch besteht der Mensch"), aber sonst eine durchaus brennende Problematik: das übliche Berlin, ein paar Spritzer Bewältigung der Vergangenheit, etwas Tunke geteiltes Deutschland, eine Scheibe Gewissenskampf, und dazwischen röhrt „der lautlose Mechanismus der Massengesellschaft". Ohne ein Quentchen Seinsangst und moderner Verlorenheit machts heute keiner mehr, denn auch dem literaturbeflissenen Abteilungsleiter, der sonntags zum guten Buch greift, soll ein bißchen Dämonismus zukommen, weil sich das Gerücht bis in die Gymnasiallehrpläne herumgesprochen hat — dank unserer Borcherts —, daß die Realitäten sich nicht mehr lauschig wie bei Gustav Frevtag, sondern geradewegs kafkaesk ausnehmen. Und so zitiert die Dichterin, bevor sie im allgemeinen „von der Not des Menschen erzählt", nicht mehr Schiller oder Bismarck, sondern sie reitet auf Musil und Lasker-Schüler.

Klaus Habermeier

Handelsblatt

Deutschlands große Wirtschaftszeitung

Vorzugspreis für Studierende DM 3,50 bei freier Zustellung an die Studien- bzw. Ferienadresse - Kostenlose Probelieferung durch

VERLAG HANDELSBLATT · 4 DÜSSELDORF · POSTF. 1102

Deutsche Zeitung

DZ

für Studierende:

monatlich DM 3.–

(statt DM 6.–)

Postzustellung FREI HAUS auch in den Semesterferien

Kostenlose Probenummern durch den Verlag DEUTSCHE ZEITUNG Köln · Postfach 490

JÜRGEN MORSCHEL

Markierungen einer neuen Situation

Die Bilder Gerhard von Graevenitz'

Situation – als das, worin sich Bilder zu beweisen haben, indem sie eine andere, neue Situation schaffen – oder es nicht tun. Situation sei in diesem Fall die „Neue Tendenz", mit ihren Festivals von A(msterdam) bis Z(agreb), auf denen sie mehr ins Neo-Dadaistische, Neo-Tachistische oder mehr in Richtung der Konkreten, je nach bestem Wissen und Gewissen ihrer Veranstalter, interpretiert wurde. Man verstand alles, sehr heterogenes, darunter, was man nach dem Tachismus nicht verstand, und so blieb es und blieb genug für die Verständigung der Sachverständigen. Tendenz ging inzwischen verloren. Die ewig gleichbleibende Fröhlichkeit der Festivals wurde süßes Leben für intellektuelle Playboys und bestätigte Kunst wieder einmal als den Zeitvertreib für die schönen Stunden des geistigen Müßigganges.

Die Anfänge waren bemerkenswert genug. Aber aller Anfang ist leicht; fort schritt man nicht. Man vergrößerte höchstens; man beschäftigte sich mit Ausmaßen statt mit Entwicklung des Gefundenen. Das dynamische Bild als das zentrale Thema dieser neuen Tendenz, wie sah es aus: Dynamik sollte nicht mehr Dynamik des Ausdrucks, nicht mehr Geste sein. Äußere Bewegung und visuelle Bewegung beschäftigten die Maler. Sie begannen also, das tachistische oder konstruktivistische Bild, Strukturfelder (Mack) oder große Einzelformen (Tinguely) in Bewegung zu setzen. Sie machten Vibrationsbilder (Soto) und Bilder, die sich veränderten, wenn der Betrachter an ihnen vorbeiging (Agam). Sie boten Impressionen einer Bewegung. Aber waren das neue Bilder oder waren das die herkömmlichen Bildordnungen, mit denen neue optische Effekte erzielt wurden, wobei das Spektakel häufig genug größer war als das visuelle Ergebnis? Gewiß, es hatte durchaus Berechtigung, wenn diese Bilder auf den verschiedenen Ausstellungen als neo-konkret, als neo-dadaistisch oder neo-tachistisch interpretiert wurden; und es war durchaus nicht nur Mißverständnis des Betrachters, wenn statt einer neuen Tendenz nur Neuauflagen bekannter Richtungen festgestellt wurden.

Zeigt sich nun in den Bildern Gerhard von Graevenitz' nur eine weitere Variante dieser Situation? Betrachten wir einige seiner Bilder aus den letzten Jahren; es könnten ebenso gut andere dafür stehen, jede Auswahl bleibt subjektiv, – und beim Versuch, an ein paar ausgewählten Bildern Entwicklungen, also eine gewisse Gradlinigkeit aufzuzeigen, bleiben andere Aspekte der Bilder außer acht. Dennoch scheint es, daß Graevenitz' Arbeiten von einem prozessualen bildnerischen Denken geleitet ist, das einen solchen Versuch vielleicht doch rechtfertigt.

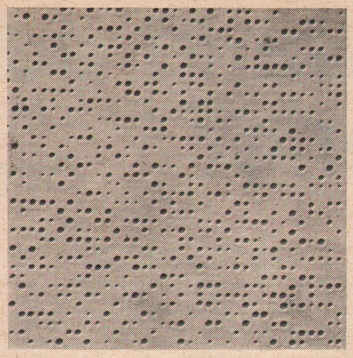
Bild 1 (1959): Eine weiße Fläche. Über die ganze Fläche verteilt halbkugelige Vertiefungen von verschiedener Größe. Elemente also, nicht Formen. Zuweilen entziehen sie sich der eindeutigen Definierbarkeit und erscheinen dem Betrachter als Erhöhungen. Die Elemente schließen sich nicht zu Formen zusammen, sondern bilden eine Struktur, die vertikal betont ist – Struktur, verstanden als ein bewußtes Ordnungsprinzip (hier als ein „gelenkter Zufall"), nicht als eine Materialeigenschaft. Die Elemente stehen noch vereinzelt auf der Fläche; das Bild bleibt visuell weitgehend statisch.

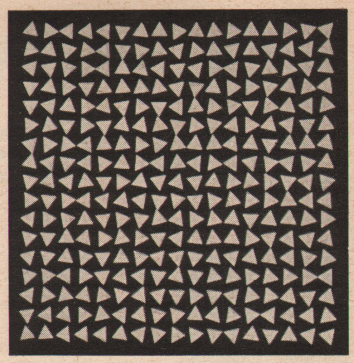
Bild 2 (1960): Eine weiße Fläche. Die Elementenordnung betont die Horizontale. Die halbkugeligen Vertiefungen werden in der Vertikalen von oben und unten zur Mitte progressiv größer; sie artikulieren das Licht auf der Fläche. In der Horizontalen entsteht eine visuelle Bewegung, festgelegt in einer Richtung. Die kleiner werdenden Elemente gehen nach oben und unten in die leere weiße Fläche über; daraus ergibt sich eine Raumwirkung.

Bild 3 (1960): Eine weiße Fläche. Aber weiß ist in diesen Bildern kein Problem der Farbe. Es zeigt sich, daß die Fragen der Organisation von Mengen, der Modulation des Lichtes und der visuellen Bewegung im Vordergrund stehen. Weiß bezeichnet eher Verzicht auf Farbe als Wahl einer Farbe.

Die Elemente sind so in progressiven Verläufen auf dem Bild geordnet, daß vier quadratische Felder symmetrisch auf der Fläche als lichtintensive Partien erscheinen.

Bild 4 (1961): Eine weiße Fläche, quadratisch. Gleich große halbkugelige Vertiefungen und





Erhöhungen sind regelmäßig verteilt. Es bilden sich keine dominierenden Formen und keine dominierenden Verläufe mehr. Die visuelle Bewegung verläuft nicht mehr in einer bestimmten Richtung, ist nicht mehr festgelegt. Dem Betrachter erscheint das Bild je nach Lichteinfall und je nach seiner Stellung in einer anderen Struktur, aber die Struktur bleibt immer monoton.

Bild 5 (1962): Eine weiße Fläche, quadratisch. Eine große Zahl von Elementen, Erhöhungen und Vertiefungen ist unregelmäßig verteilt. Visuell ergibt sich eine bewegte Fläche, auf der sich in der Menge der Elemente Formierungen bilden, Gruppen etwa und Reihungen von Elementen, die aber nicht dominierend werden. Das Auge verliert sie, irrt zu anderen Gruppen und Elementenreihen auf der immer homogenen Bildfläche. Das Bild ist nicht geschlossen, das heißt, es ist nach allen Seiten offen, nicht auf ein Zentrum oder eine Richtung festgelegt.

Bild 6 (1962): Eine schwarze Fläche, quadratisch. Darauf bewegt sich eine große Zahl von regelmäßig verteilten weißen Quadraten. Zur visuellen Bewegung tritt jetzt die reale Bewegung. Die Quadrate drehen sich, nicht gleichmäßig, sondern jedes für sich und in einem anderen Bewegungsrhythmus. Visuell ist die Verteilung unregelmäßig infolge der verschiedenen Stellungen der sich verschieden drehenden Elemente. Trotz der Bewegung bleibt die Homogenität des Bildes erhalten. War bei den letzten statischen Bildern die visuelle Bewegung bereits nicht mehr in einer Richtung festgelegt, so ist hier nun auch die reale Bewegung nicht in einer Richtung, also in einem Ablauf, festgelegt: es gibt also praktisch keine Wiederholungen.

Bild 7 (1962): Eine schwarze Fläche, quadratisch. Darauf bewegen sich weiße runde Elemente, die sich nun nicht drehen, sondern ihre Position innerhalb eines Spielraumes auf der Fläche verändern. Es ergeben sich Häufungen und Reihungen. Die visuelle Bewegung tritt zurück, die Ordnungen, Gruppierungen und Umgruppierungen der Elemente sind stärker betont.

In Graevenitz' Bildern formuliert sich das Problem heutiger Malerei als das einer Organisation von Mengen anonymer Elemente statt von Individualformen. Die Ordnungen, mit denen wir es hier zu tun haben, sind nicht mehr starr und unbeweglich; sie wandeln sich ständig – wir nehmen sie als statistische Ordnungen wahr, nicht mehr als die „klassischen", komponierten, hierarchischen Ordnungen. Und es sind Ordnungen, die nicht nur für diese Bilder, vielleicht nicht einmal nur für die Malerei gültig sind. Dennoch wiederum: das Primat des Visuellen bleibt unangetastet; Malerei wird nicht zur theatralischen Demonstration oder zur reißbretthaft-modellartigen Darstellung eines Gedankens, sondern bleibt visuelles Ereignis, jedoch in gleicher Weise auf Auge und Intellekt reflektierend. Hier bieten sich neue Ordnungen und Lösungen an, die einen wichtigen Schritt, eine neue Situation, in der Entwicklung der neuen Malerei markieren.

HORST ALBERT GLASER

Bankrottes Kulturmanagement

Kritische Annotationen zum Erzählerpreis des „Stern"

> „Seid ihr sicher, daß es notwendig ist, bis zum Schluß zu gehen?"
> Jean Genet: Die Neger.

Als Fabrikanten des schleiflackierten Primitivismus, der allwöchentlich in die verdummten Hirne von Millionen die Illusion weiten und reichen Lebens reflektiert, das ihr wirkliches zu überblenden hat, schienen die deutschen Illustrierten sich rechtmäßig in eben der Gesellschaftsverfassung etabliert zu haben, die jenen trüben Bedarf in den Massen erzeugt, den Illustrierte wöchentlich befriedigen. Wohl da die öffentliche Anerkennung für diese öffentlich geleisteten Dienste der Massenbefriedigung aber bislang aussteht, waren für eine Illustrierte Maßnahmen im Dienste des eigenen kulturellen Renommés geboten. Um das unterentwickelte Renommé der innegehaltenen Machtstellung in der Ideologieproduktion komparabel zu machen, verkündete jüngst die Illustrierte „Stern" nicht etwa Besserung, sondern schickte sich an, dasjenige von der Kultur aufzukaufen und für die eigenen Zwecke herzurichten, was außerhalb der Massenbefriedigung stand und durch sein Renommé dem Ihren noch schadete. Sie verlautbarte in kostspieligen Inseraten, daß sie zwanzig Preise ausgesetzt habe, die nicht ihr, sondern ausgerechnet der darniederliegenden Kunstform des Romans aufhelfen sollen. Einen ersten Preis von 50 000 Mark, einen zweiten von 20 000 Mark, einen dritten von 10 000 Mark und siebzehn weitere Preise von je 1000 Mark gedenke sie den Autoren zu zahlen, die nach den von der Illustrierten angegebenen Vorstellungen Romane verfaßten und die von einer dafür angestellten Jury aus den einsendenden Autoren erwählt würden. Ihre fragwürdige Kompetenz, die „Kunst des Erzählens" und damit die Literatur zu fördern, wird notdürftig verdeckt von dem etwas höher rangierenden Renommé der Jury, die aus bekannten Literaturwissenschaftlern, Schriftstellern und Kultur-Journalisten rekrutiert wurde.

Die Illustrierte: „Es geschieht, wie wir glauben, auch für unsere Literatur: Wenn die Kunst des Erzählens stürbe, hätte bald auch der Leser in dieser Literatur nichts mehr zu suchen." – Doch die Rettungsaktion für die Kunst kommt zu einer Stunde, da die Form des Romans ästhetisch veraltet ist. Die Entwicklungsgeschichte der ästhetischen Formen hat sie als unzulängliche und letztlich falsche hinter sich zurückgelassen. Nicht nur läßt sich vom „Menschenleben", wie es die Illustrierte nennt, und wie sie's ihren Lesern bieten will, Wesentliches gar nicht im Stile realistischer Beschreibung darstellen. Spätestens nach Prousts „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit", in dessen Werk Realität konstituiert ist aus der Sphäre monologischer Subjektivität, war der Realismus des bürgerlichen Romans simpel geworden. Zudem stellte sich durch die Beschreibung aus der realistischen Totale nach dem Maßstab gegenständlicher Treue rückwärts ein falsch erfüllter Sinnzusammenhang zwischen Personen und den bestimmenden Ordnungen des gesellschaftlichen Lebensprozesses her, indem beide als kommensurable sich gegenseitig darstellten, der den Wahrheitsgehalt eines jeden Romans tangierte. Die realistische, nicht aber die reale Identität beider produzierte trotz inhaltlicher Negationen jene „Lebensimmanenz des Sinnes", von der Lukács in der „Theorie des Romans" als erster gesprochen hat und um deren Auflösung es in der Auflösung der realistischen Romanform gegangen ist. Diese Auflösung seiner ästhetischen Form als einer unwahren ist die geschichtliche Fortbildung der avancierten Prosa des 20. Jahrhunderts. Den Roman zu retten, hieße, ihn als toten zu konservieren.

Dachte sich Benjamin noch eine zehnte Muse des Romans als mit den Emblemen einer Küchenfee geschmückt, weil ihm das Romanlesen wie's Essen vorkam, meinte er jene ästhetische Grenzqualität des Romans, in seinem inhaltlichen Material, dem Stoff des Geschehens als solchem, Objekt des Genusses zu sein. Das genießende Essen war jeweils das krud Unterhaltende am Roman gewesen. Versagte aber das Prinzip der ästhetischen Konstruktion dieses Materials nach dem Typus realistischer Erfahrung, schwand seine Idee, trat sein gleichgültiges Material in ihm selbstherrlich zutage. Die Form des Romans wird zu einem Behälter beliebig einsatzfähiger Stoffmengen. In diesem Stand seiner objektiven Unmöglichkeit, noch ästhetisches Medium der Wahrheit zu sein, können seine Inhalte von der Kulturindustrie im Dienste der Massenunterhaltung verschrottet werden. Zu literarischem Konsumgut geworden, kann seine Fertigung der Sache nach von der Kulturindustrie in eigene Regie genommen werden. Die mäzenatische Illustrierte erläutert ihre Absichten: „Nun, wir machen jede Woche eine Illustrierte für zehn Millionen Leser. Nahezu sieben Millionen davon warten auf den Dienstag, um die Fortsetzung des Romans zu lesen. Was sind das für Menschen? . . . Das sind Buchleser, die im Roman weniger die Erfüllung einer literarischen Theorie suchen als das Abenteuer des Menschenlebens, das der Schriftsteller in ihnen vollzieht. Es geschieht für diese Leser, wenn der Stern einen Preis ausschreibt . . ."

Gesagt ist in solcherlei abenteuerlich-infantilem Illustriertendeutsch, daß es nicht, wie gleich darauf behauptet, um die Förderung der Kunst geht, sondern darum, literarisches Amüsement für Amusische zu beschaffen. Nachdem ästhetischer Sinn nicht mehr die Form des Romans garantiert, wird das von ihm zurückgebliebene opake Konglomerat von Geschehnissen zu einem Surrogat fiktiven Lebens; mit dessen scheinhaft lebendigen Empfindungen gedenkt die Illustrierte ihre Leser als einem Ersatz für deren andersartig Reales zu versorgen. Die gleichgültige Stoffmasse, welche realistische Beschreibung liefert, ist beliebig in Wochenrationen dividierbar. Sie muß es auch sein, da es die Illustrierte von den Romanen ihrer zukünftigen Preisträger verlangt: „Dabei sollten Sie bedenken, daß nicht jeder Roman das Zerschneiden in Wochenrationen verträgt . . . Viele Personen, dauerndes Umschalten von einer Figur zur anderen, von einem Schauplatz zum anderen, tut einem ‚Fortsetzungsroman' nicht gut."

Der Beachtung wert ist die Tatsache, daß mit den Illustriertenredakteuren eine renommierte Jury die durchsichtige Suche nach dem verlorenen Roman aufgenommen hat. Wer ihre Mitglieder nicht genau kennt, hätte von ihnen eher erwartet, daß sie Einspruch einlegen, als daß sie Beistand leisten, wenn deutsche Illustrierte die Förderung der Künste in die Hand nehmen, die nur deren Korruption bedeuten kann. Eine wohlmeinende Erklärung können sie ernsthaft für die Spanndienste kaum reklamieren, die sie bei der Installierung einer literarischen Konsumgüterproduktion zur Erzeugung permanenten Massengaudis leisten.

Der Jury gehören nebst zwei germanistischen Ordinarien fünf genugsam bekannte wendige Kulturjournalisten und Schriftsteller an. Letztere, wohl trainiert auf den Marktmechanismus des kommerzialisierten Kulturbetriebs, produzieren eh schon Kultur nach der Maßgabe breitesten Verständnisses und plebiszitärer Billigung, um sie verkaufen zu können. Ihr Bewußtsein dürfte sich unter dem Zwang der Marktkonformität so verändert haben, daß sie für gut halten, was geht, und den „großen unterhaltenden Roman" für Kunst, wenn er die Käufer nur unterhält. Besorgen sie, die einmal als idealistisch Gesonnene zu schreiben begonnen haben mochten, objektiv die ökonomischen Interessen ihrer Sozialpartner, der Verleger, weil sie müssen, hätten's die Literaturprofessoren, die ebenfalls beteiligt sind, nicht nötig. Zwar verfilzen sich wohl in der Person Walther Killys Verlagsinteressen mit seiner wissenschaftlichen Urteilskraft: er fungiert als Herausgeber der literarischen Renommierrevue „Exempla Classica" des Fischer Verlages und dessen „Deutschen Lesebuchs", das zu kleingehacktem Frikassé verarbeitete Texte aus drei Jahrhunderten deutscher Geistesgeschichte offeriert, die bekömmlich nun auch für schwächste Hirne geworden sind.

Dieser editorischen Produktivität Killys vermögen seine wenigen wissenschaftlichen Arbeiten bescheidensten Formats kaum Pari zu bieten. Halten aber er, der Göttinger Philologe, und sein Hamburger Kollege Karl Ludwig Schneider den traditionellen Roman, der längst zum Unterhaltungsroman verkommen ist, für Literatur, würdig der Preiskrönung mit 97 000 Mark, so muß beiden auch das Verständnis für die Entwicklung der modernen Prosa fehlen. Von Hause aus konservativ eingestellt waren die Literaturbemühungen der deutschen Universitätsphilologie ohnedies antiquarischer Natur, wie sie es meist, wenn sie von gegenwärtiger Produktion überhaupt Notiz nahm, mit der literarischen Arrièregarde hielt. Da aber die Fortbildung der ästhetischen Formen stets eine immanente Kritik der jeweils vorhergehenden Formen einschloß, die revidierte, was an ihnen falsch war, dürften jene, denen das Verständnis der modernen Prosa entgeht, auch nicht das behauptete adäquate der vergangenen haben. Nur so kann es ihnen vorkommen, als sei der alte Roman, ein Produkt des 19. Jahrhunderts, wie nach einem außer Gebrauch gekommenen Küchenrezept, das von der Literaturhistoriographie konserviert worden ist, heute von neuem herstellbar. Literarische Provinz und das korrupte Mäzenatentum der Unterhaltungsindustrie haben sich allem Anschein nach zu einer Verwertungsgesellschaft für Literatur fusioniert, vor der es Balzac geschaudert hätte, den die Illustrierte lobt, und der den Untergang eines Lucien de Rubempré geschildert hat.

Der Vorwand oder Jean Genet

das literarische porträt

9

Helmut Hartwig

„Das Laster muß eine Tugend werden."
(Marquis de Sade, Juliette)
„. . . ich schreibe vielmehr ein Kunstwerk, dem mein früheres Leben zum Vorwand dient."
(Jean Genet, Tagebuch eines Diebes S. 85)

Beginnen wir mit der Unwahrheit über den Dichter Genet, nehmen wir sein Werk zum Vorwand, über sein Leben zu sprechen, befriedigen wir das Bedürfnis nach der ‚Wahrheit des Lebens' bevor wir uns der Dichtung zuwenden — geben wir den Steckbrief: 1910 geboren, Fürsorgezögling, Homosexueller und Verbrecher; immer wieder unter Aufsicht: Gefängnis und Zuchthaus wird Genet zum Beweis für die Milde des Gesetzes, das ihn nicht hindert, im Gefängnis von Fresnes 1942 seinen ersten Roman zu schreiben. Oder geschah es dann vielleicht doch geheim, mangelte es an Aufsicht, als es ihm — mit welchem Geld? — gelang, seine Bücher im Selbstverlag herauszubringen, so daß Pariser Literaten auf ihn aufmerksam werden konnten, Sartre vor allem, der ihm den Weg zu Gallimard ebnete? Jedenfalls: 1952 erschien als erster Band der Gesammelten Werke zu Lebzeiten eine 573-seitige Einleitung von Sartre mit dem Titel: Saint Genet, Comédien et Martyre. Sollte man verschweigen, daß dieses Werk des Philosophen und Dichters Mißtrauen zu säen vermag gegen die poetische Qualität von Genets Dichtung, indem es zur Erwägung herausfordert, ob nicht dieses Werk durch abstrakte Unmittelbarkeit oder bloße Stofflichkeit Beispiel für Sartres Theorie der Existenz sein könnte? Indem nun Genets Werk tatsächlich den Kritiker in die Versuchung führt, ein System der Moral und der Ästhetik zu extrahieren, müßte es gegen jenen Vorwurf verteidigt werden, indem man die Integration jener ‚Systeme' in dem bestimmten Stoff: Päderastie und Verbrechen aufwiese. —

Genet überschüttet seine Laster und Verbrechen mit Worten der Schönheit und der Tugend, bis sie in ihnen aufleuchten, und indem sich im Fluß seiner Prosa diese Wörter so von den alten Bindungen an Taten und Gegenstände lösen, zeigt sich eine ursprüngliche Ungebundenheit der Taten. Die Bindung von Taten an Wörter der Tugend aber heißt Moral. Indem Genet so Moral als verbalen Akt der Konvention entlarvt, bleibt, wenn die Übereinstimmung der Mehrheit, die Konvention, jenem Akt entzogen wird, der verbale Akt als Akt der Freiheit übrig: gegen die Moral der Vielen die Ästhetik eines Einzelnen. Sinn und Schönheit in jenem verbalen Akt aber wird erreicht über die Zustimmung zu den Gesetzen eines bestimmten Materials. Der Rausch jenes poetischen Subjekts besteht in der Totalisierung dialektischer Verhältnisse; es erzwingt aus der dialektischen Verbundenheit der Begriffe die leidenschaftliche Verbundenheit des Gemeinen. Dem Gesetz der Begriffe gestaltet die Welt sich nach: der Mörder geht auf die Suche nach seinem Opfer, der Gauner wird zum Geliebten des Polizisten. Die Tugenden des Polizisten sind die Laster des Diebs, einer lebt vom anderen, die Anziehungskraft von Begriffen erscheint als Anziehungskraft zwischen Personen:

„Welchem dunklen Wunsche gehorchte ich, indem ich (und mit welch glühendem Eifer) forderte, daß von meinen Freunden ein jeder sein Double in den Reihen der Polizisten besäße. Weder Gauner noch Polizist stattete ich mit jenen ritterlichen Tugenden aus, die man den Helden zuerkennt. Nie war der eine der Schatten des anderen, vielmehr schien mir der eine wie der andere außerhalb der Gesellschaft zu stehen, ausgestoßen von ihr und verflucht. Und so wollte ich sie vielleicht miteinander verschmelzen, um die Verwirrung noch deutlicher auszudrücken, in die der gemeine Mann sie verstrickt, wenn er sagt:
Die Polizei rekrutiert sich auch nicht gerade aus Chorknaben." (T.S. 204)

Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß Genets Dichtung einen eminent sozialkritischen Aspekt enthält, allerdings — und da hat Max Bense in der ausgezeichneten Analyse, mit der er das „Tagebuch" einleitet, natürlich recht: „Genet mag gegen die Gesellschaft argumentieren, aber nicht zugunsten einer neuen Gesellschaft sondern zugunsten des Einzelnen" (T.S. 16). Genets Haltung muß anarchistisch bleiben, seine Kritik negativ, denn die Bedingungen, unter denen seine Moral, die ja eine Ästhetik ist, steht, verurteilen sie zur Sterilität. Seine Moral kann nie zur Moral für Viele werden, aber sie kann die Moral der Vielen an dem Lebensrecht des Einzelnen zerspringen lassen.

So zeigt er etwa im ‚Balkon' die Verdinglichung des Menschen, indem er aus den Ideen vom richtigen Leben kontinuierlich das Bewußtsein der Rolle verlorengehen läßt. Wenn die Ideen des richtigen Lebens, die das Bordell als Spiegelbilder verkauft, sich realisieren, gehorchen die Menschen plötzlich abstrakten Zusammenhängen. Sie werden zu Gefangenen, zu Objekten eines Systems.

Gerade hier nun, wo mit der Übernahme der Idee in die Realität der Schein eines essentiellen Lebens entsteht, macht Genet die Problematik der Zustimmung sichtbar. Offensichtlich hat er besser als Sartre durchschaut, daß die Zustimmung zur Existenz, zur Veranlagung, nur dann der Verdinglichung oder Idealisierung, was als Identisches sichtbar wird, entgehen kann, wenn die Reflexion sie dauernd begleitet und im Bilde sein läßt. So gibt es echte Selbstverwirklichung nur als Literatur: das ist offenbar etwas, was Sartres Theorie verschweigt.

In diesem Sinne erscheint folgende Stelle geradezu als Kritik zu Sartres Theorie der Essenz, indem sie jene wunde Stelle bloßlegt, wo, was als Selbstverwirklichung anspruchsvoll sich ankündigt, als Verdinglichung sich der Reflexion stellt:

„Ich war zunächst geblendet von seiner erhabenen Einsamkeit, von seiner Ruhe und Abgeklärtheit, und so glaubte ich, er sei auf anarchische Weise der Schöpfer seiner selbst und er lasse sich nur von der Schamlosigkeit, der Kühnheit seiner Gebärden leiten. In Wahrheit suchte er einen Typ. Vielleicht jenen, den der stets siegreiche Held der Kinderzeitschriften darstellt?" (T.S. 137)

Diese Einsicht trifft natürlich auch Genets Selbstrechtfertigung, und sicher ist in der Unauflöslichkeit der Widersprüche zwischen dem Dasein und der Rechtfertigung der Grund dafür zu suchen, daß im ‚Tagebuch' wie in den ‚Fragmenten' die Sprache manchmal den Ton unmittelbarer Verzweiflung gewinnt — wenn auch die Rechtfertigung noch so prachtvoll zu gelingen scheint. Was Freiheit retten soll, wird immer wieder sichtbar als tödlicher Zwang: der Wille zum Gegenstand.

„Aus Gründen, die ich noch sagen werde, am Schicksal der Welt wenig interessiert, da ich das meine vollendet hatte oder zu haben glaubte, durch mein leeres Innere zum Schweigen verdammt, — einen Stein in die Form eines Steines meißelnd, das heißt schweigen — dachte ich logisch und natürlich an Selbstmord. Da das, was seiend ist, ist, erschienen mir die Mächte des Lieds vergeblich: ich mußte verschwinden. Oder mich in einem langen Augenblick — bis zu meinem natürlichen Tod — mit der Betrachtung dessen erschöpfen, der ich geworden war. Oder meinen Überdruß mit Eitelkeiten maskieren." (Der Vorwand S. 23)

Und wenn Genet in eben diesem Prosastück (V.S. 28) ausruft:

„Schwule, unsere Moral war eine Ästhetik."

— dann bleibt das bei ihm kein bloßer Satz, sondern durch die Rechtfertigungen der Päderastie und des Verbrechens durchs Wort hindurch entsteht im Medium eben jenes Stoffes eine Ästhetik. Das Selbstverständnis des dichterischen Aktes steht bei Genet der Deutung des Lebens, die jener Akt leistet, nicht fremd gegenüber, sondern es ist eines seiner Momente und ihm bis aufs Wort verpflichtet. Der Satz

„Bedeutung der päderastischen Leidenschaft: es ist der Besitz eines Objektes, das kein anderes als das vom Liebenden geforderte Schicksal haben wird." (V.S. 32)

bestimmt den päderastischen Akt nach dem Selbstverständnis des ästhetischen. So wie in dem Fragment ‚Der Vorwand' immer wieder die Konturen einer Geschichte aus dem Fluß der Reflexion auftauchen, so wird allgemein im ästhetischen Gebilde immer wieder der Schatten des Lebens sichtbar, und so wie der Dichter in jenem Prosastück die Liebe zu dem todgeweihten, schwindsüchtigen Bengel, genauer: seine Weigerung überwindet, indem er ihm ein Schicksal schafft, vielleicht, indem er ihm nach dem Leben trachtet, läßt er doch durchscheinen, daß eben jene Kränklichkeit die Krankheit zum Tode ist, die das Leben ergreift, wenn die Sprache nach ihm greift. Der Dichter überantwortet das Leben jenem schönen Tod durch Sprache. Der Besitz des Objekts wird mit einem Mord erkauft, die Objektivierung — oder Rechtfertigung seiner selbst im Selbstmord:

„Ich versuche meine eigene Destruktion, je mehr meine Sprache den Helden zerstört — der bald als Jüngling von Fleisch und Blut krepieren wird, aber als mythologisches Prinzip eine teuflische Existenz weiterführen wird . . ." (Vorwand S. 33)

„Der Ruhm: ein Grab errichten, das niemals sein wird, nichts einschließt. Es jedoch bauen, aber zunächst im Geheimen und mit großem Pomp, mit einer wilden Hand den Vorwand dafür entdecken oder vielleicht enthüllen: einen Kadaver." (Vorwand S. 26 f)

So sehr, wie in Genets Sprache das abstrakte Begriffssystem, das zu entstehen scheint, dialektisch zersetzt wird durchs Bild, so sehr ist eben jenes zersetzende Bild doch wieder ein Beitrag zur gedanklichen Genauigkeit. Nicht willkürlich nämlich spricht Genet immer wieder davon, daß er seine Gedanken umkränzen will mit Worten, ihre Taten schmücken mit dem Pomp seines Ausdrucks, sondern er weiß dabei, daß er in der Dichtung nichts zurückbehält, das Leben nicht und nicht die moralische Schönheit. Im schillernden Fluß seiner Prosa wird nicht nur das moralische Versprechen der Wörter auf ihnen fremde Taten abgelenkt, sondern, indem die verbrecherischen Taten in jenen tugendhaften Wörtern ihre Fremdheit aufgeben, umschmeicheln sie auch die Werte, die sie mißbrauchen. Von den Objekten, den Taten, den Menschen bleibt der Kadaver; die entleerten Wörter aber schließen sich ornamental zu Girlanden oder: Die Dichtung — Grab ohne Inhalt.

„Die für meine Konstruktion verwendeten Worte verlieren ihre Macht der Kommunikation. So endlich, so beschränkt wie möglich durch ihre eigenen Konturen, werde ich versuchen, daß sie schlecht auf die Objekte zurückverweisen, daß von diesen Objekten nur die geisterhaften Erscheinung gefangen bleibt, daß sich die Vokabel aber mit meinen Ängsten färbt und daß aus dem Bezug zwischen jeder von ihnen, Grab ohne Inhalt, eine abstrakte Konstruktion emporsteige, die Kraft und Bedeutung besitzt. (Vorwand S. 28)

Doch Genets Prosa enthält die Dialektik der Selbstvernichtung im literarischen Akt noch genauer, indem sie eben jenen falschen Glanz reflektiert, den die verbrauchten Wörter über die Wortmasse des Werks verbreiten:

„Schließlich wird dieses Abenteuer, das auf der Ebene der anekdotischen Tatsache eine zugleich erwünschte und auferlegte Niederlage sein wird, sich in eine logische Folge verwandeln, die sich der Moral der Welt entgegenstellt, und während sie sie verneinen will, entleiht sie ihr alle Begriffe, Termini des Vergleichs — die erfüllt sind — um sie zu entleeren. Sie will eine spektrale Zivilisation errichten, aber sie könnte keine anderen Vokabeln gebrauchen als die, die eine erfüllte und kontinuierliche Realität reflektieren. Schließlich noch ein höhnischer Widerspruch: jenes System, das sie erarbeiten und kohärent machen möchte, d. h. fähig, der Welt die Stirn zu bieten, ist der Haß, nicht die Liebe, die in ihr die inneren Beziehungen ausmessen wird; nun verbindet der Haß nicht, er isoliert. Wagen wir den Stoß." (Vorwand S. 33)

So ist das Fragment, das den Titel „Der Vorwand" trägt, tatsächlich eine sublime Poetik, wie überhaupt die poetische Kraft von Genets Prosa nicht zuletzt darin besteht, daß er im Leser über dauernde Verwerfung von Fabel (Liebe zum schwindsüchtigen Jungen) zu moralischer, das ist bei ihm ästhetischer Reflexion die Überzeugung zu beschwören vermag, daß Päderastie und Verbrechen, daß die Bilder der Inversion Stoffe seien mit der Bestimmung, den ästhetischen Zustand der Welt, die Dialektik der Dichtung, präzis zu reflektieren. Die Tiefe, mit welcher die Reflexion in den bestimmten Stoff vermittelt ist, stellt Genets Fragmente über stoffliche Welten hinweg in den Umkreis von Valérys Bemühen um die Integration poetologischer Reflexion.

Wenn nun bei Genet der ästhetische Akt als Akt der Perversion erscheint, dann wird hierdurch Deutung, die jeder literarische Akt mit dem Stoff vornimmt, nur durch die vorweg moralische Bestimmtheit des Materials — der historisch gegebenen Sprache — deutlich als Verdrehung sichtbar, während als Abweichung jeder literarische Akt einem imaginären Stoff, dem Leben, gegenüber bestimmt bleibt.

Knüpfen wir an das letzte Zitat an, so ist die folgende Deutung des päderastischen Aktes jene des dichterischen:

„. . . unser Körper, vom Stoß durchbohrt, wird irreal." (Vorwand S. 26)

Diese Irrealität ist also nichts anderes als das Signum der Welt im ästhetischen Zustand. Indem aber Genets „Tagebuch eines Diebes" die Welt aus einem Subjekt entfaltet, entwirft die Reflexion in ihm zugleich eine Ästhetik der Autobiographie. Genet nennt das Buch einen „autobiographischen Roman."

Die konventionelle Vorstellung von einer Autobiographie wird bestimmt von dem Gedanken, daß in ihr die Realität wahrer als im Roman erscheine und jene Steigerung an Lebenswahrheit erreicht werde durch Verzicht auf jede Abweichung. Abweichung wovon? Wahrheit worin? Genets Situation läßt ihn leicht Realität als Konvention empfinden und erkennen, daß der Erfolg jener Vernachlässigung der ästhetischen Formung zugunsten der Lebenswahrheit nur Schein ist, weil sich das Leben auch in der intendierten Autobiographie im sprachlichen Zustand, also im Zustand der Deutung, der Spiegelung in einem selbst schon bestimmten Medium befindet. Was sich moralisch als Neutralität ankündigt, ist nur ein Mangel an Reflexion. Autobiographie ist von vornherein Sinn, denn Realität im sprachlichen Zustand erwirbt den Schein von ungeformtem Leben nur von der Allgemeingültigkeit der im Wort enthaltenen Deutungen her; Wirklichkeitsgefühl ist der Zustand der Reflexion im Schlaf, ist Mangel an jenem Bewußtsein, daß es sich selbst jener geheimnisvoll akzeptierten Kontinuität verdankt, in der ein Satz den Drang hat, dort anzuknüpfen, wo das Wort sich an einen Gedanken gewöhnt hat.

Genet entlarvt Autobiographie als Prätension. Indem er in einem Werk der Literatur, einem Roman, seine eigene zu schreiben vorgibt, offenbart doch immerfort dessen Selbstreflexion die Abweichung, die nach dem Maßstab der vorgegebenen Intention ‚Autobiographie' von bürgerlicher Kritik als Lüge bezeichnet werden könnte, als immanenten Akt der Freiheit, als Formung, und nennt sie ehrlich beim Namen: Rechtfertigung. Indem Autobiographie auf jene Freiheit zu verzichten vorgibt, behauptet das Wort, indem es beansprucht, sich an Gelebtes zu erinnern, jenes sei bereits gedacht gewesen. Wahrheit wäre dann das Einhalten einer Chronologie der Gedanken über gelebtes Leben. So wären denn Name und Tat beisammen. Genet aber durchschaut den Trug. Er weiß, daß der Name erst die Tat schafft und so schafft er Namen-Girlanden für Taten: eine ästhetische Welt.

„Ich möchte diese Zeit meines Lebens rechtfertigen, indem ich sie mit den edelsten Worten für alle Dinge erzähle. Mein Sieg liegt nur in den Worten; ich verdanke ihn der Pracht meines Ausdrucks: doch gesegnet sei das Elend, das zu solcher Wahl geführt hat."
(T. S. 72)

Natürlich liegt der Reiz dieser Prosa ebenso im Vorwand: dem elenden Leben, auf das sich Sprache als ein Imaginäres bezieht, wie in der Rechtfertigung, der Kombination der Zeichen, dem verbalen Pomp. Genauer: diese im Wort immer gegenwärtige Dialektik macht es zum wahren Austragsort bewußten Lebens. Die poetische Kraft von Genets Prosa besteht also nicht in der abstrakten Konstruktion, die sich von ihr lösen läßt und auf die hin die Beschäftigung mit seinem Werk immer zu fliehen in Versuchung ist, sondern in der integralen Gegenwart jener Auseinandersetzung zwischen Deutung und Anekdote, in der ein Moment das andere wellenförmig hervortreibt. Daß die Verwandlungsrhythmen im ‚Tagebuch' oft weit gespannt sind, oft langsam die als Geschichte vorgetragene Fabel sich als Verklärung offenbart, d. h. die Rechtfertigung nicht mehr eine Geschichte betrifft, sondern die Geschichte, die erzählt wird, sie selbst ist, macht das epische Moment aus. Natürlich ist die Freiheit, die Dialektik des literarischen Aktes, in dieser Prosa immer gegenwärtig, in jedem Satz und sie läßt sich zitieren:

„Meine Abenteuer dienen ihm. Ich habe sie erlebt. Der Vorstellung, die ich von Lucien entwerfe, gebe ich unbarmherzig auf, die gleichen Prüfungen zu durchstehen. Nur, daß es mein Körper ist, der sie durchstanden hat — und mein Geist. Von ihnen gehe ich aus, wenn ich von ihm ein Bild entwerfe, das er nachahmen wird." (T. S. 176)

So schmilzt das poetische Subjekt das fremde Ereignis, den fremden Helden wieder in sich zurück. Die Syntax leistet hier schon die Einschmelzung. Doch alle Zitate, die gebracht werden können, stehen zum entfalteten Werk immer noch im Verhältnis eines Versprechens: die notwendige epische Ausdehnung, in der etwa diese Geschichte von Lucien den Helden zersetzt, ist nicht zitierbar; auch nicht, wie aus dieser Zersetzung eine Legende erwächst, die Verklärung des Helden und die Verklärung Genets, das was er seine Heiligkeit nennt. Genet denkt bei diesem Begriff („. . . für mich ist Heiligkeit zweifellos der höchste Ausdruck menschlicher Sprache" T.S. 224) offenbar an eine neue moralische Naivität, einen Zustand der Sprache, vor dem keine Reflexion mehr bestehen kann, keine Erinnerung mehr an die Verfremdung, deren Produkt jene Poesie wäre, auftauchen würde, Stoff und Rechtfertigung, Bild und Gedanke in unmittelbarer Einheit beisammen wären. So zieht auch dieses große Werk seine Kraft aus der Utopie:

„Wann werde ich endlich mit einem Satz mitten ins Bild springen können, wann selbst das Licht sein, das es vor Eure Augen trägt? Und wann erst weile ich im Herzen der Poesie?
Ich gefährde meinen Gedankengang, wenn ich zwischen Heiligkeit und Einsamkeit einen Unterschied mache. Riskiere ich nicht etwa mit diesem Satz, daß ich der Heiligkeit den christlichen Sinn wiedergebe, den ich von ihr ablösen will?
Solches Bemühen um Durchsichtigkeit ist möglicherweise eitel. Erreichte man sie, so fände man Ruhe in ihr. Das Lächeln, das bleiben würde, nachdem es aufgehört hätte, ‚ich' oder ‚ihr' zu sein, läge stets gleichbleibend auf den Dingen." (T. S. 227)

Lit.: Jean Genet: Tagebuch eines Diebes. Hamburg 1961. Jean Genet: Der Vorwand. augenblick 4, 1. 1959 (jetzt auch in „Fragmente" Nr. 3 der Reihe ‚rot' im Verlag der augenblick, Siegen—Stuttgart).

WOLFGANG MAIER

Adam, wie geht's

Adam nimmt sich unter den Pfälzer Irren nicht schlecht aus. Er arbeitet im Garten, die Kur für manisch-depressive, Cornelius zählte zwölf Figuren im Garten, immer der gleiche Körperbau, runde Hornköpfe, runde weiche harte Hände, an denen die Fingernägel eigentümlich massiv und rund sind. Schwierig ist es für Adam, sagt der Aufseher, das Werkzeug zu bestellen, er behält die Namen nicht. Sonst ist er ruhig. Er entwickelt starke religiöse Gefühle, irgendwann wird er sich aufhängen, vielleicht gelingt es ihm, niemand wird wissen, ob es ein Anfall von Verzweiflung oder von Glück war. Cornelius hält sich nicht lange auf. Er steht im Garten bei Adam, der hoch von oben aus einem massigen Körper an ihm vorbeischaut und das Wort sucht, das seine Krankheit bezeichnet. Er findet es nicht. Ich kann jetzt die Bibel nicht mehr lesen, ich behalte die Buchstaben nicht, es ist so, er kann die Buchstaben in einem Wort nicht mehr überschauen, ohne die ersten oder die letzten oder die in der Mitte wieder vergessen zu haben, wenn er die anderen sucht. — Cornelius betrachtete ein Schild, das an der Haltestelle an einen Baum geschlagen war. Er versuchte, sich Adams Kopf vorzustellen. Er spürte plötzlich die Verzweiflung in seinem Kopf, ein Hindernis zu atmen im Kopf, eine Störung der Herzmuskulatur im Kopf, eine Blutstille, eine böse Stauung, er drehte sich vom Schild weg, er wollte es nicht darauf ankommen lassen, nur mühselig zu buchstabieren, daß der Zug bis hierher vorfahren soll.

Er betrachtete die Kastanien. Er sah die Heilanstalt. Sie zieht über eine bebaute Anhöhe hinweg. Über die Straße hinweg geht es in die Ebene — Felder, dazwischen Baumgruppen, schlanke dünne Bäume vor den Tongruben der Anstalt, sie stellt Töpfe her, weshalb? Eine massive, trainierte, aufgeklärte Ansammlung von Irren, von denen jeder einer Beschäftigung nachgeht. Wenn schönes Wetter ist, benötigt Adam das Gedächtnis nicht, er schafft, lupft den Hut, wenn um zwölf die Glocken läuten, er hat es immer getan, auf jedem Friedhof, bei jedem Glockenschlag, vor Gottes großem Pferd, das den Leichenwagen zieht, die Mütze, den Hut. Er arbeitet gern im Garten. Man läßt dem Kopf Zeit dort. Dort hört man die Glocken deutlicher. Die Hände über dem Spaten gefaltet zum Ausruhen, merkt niemand, daß man ein Gebet zum Himmel schickt, ein Gebet, dessen Buchstaben einzeln zum Himmel fliegen, einzelne Vögel, keine Schwärme im Verband, keine Syntax, keine Punkte, Ausrufe, Fragen, — Fragen zu stellen, fällt ihm am schwersten, Ausrufe sind leichter, die Sätze auf eine Tafel schreiben und sich freuen.

In der Bahn auf der Plattform hatte er Zeit, sich zu erinnern. Zuerst fiel ihm der Name des Ortes nicht ein, wo er aussteigen wollte. Der Schaffner wartete vergnügt. Die Sprache, die er im Wagen hörte, kitzelte ihn im Ohr, wo wird es hingehen, sie kamen an einem Friedhof vorbei, auf der Höhe zwischen Weinbergen, die Bahn fährt auf ein totes Gleis, wartet — der Zug nach oben, er sah die Gesichter, die gleichen runden hornigen und roten Köpfe, die Gegend hat einen großen Ausschuß an Irren und Adam gehört dazu. Cornelius sah den Leichenschuppen, immer wieder Kastanien und zusammengekochte Kirschen an Steinbrüchen, die Sonne war nicht zu sehen, sie war da, sie schiebt eine Dunstglocke vor sich her, heiß und kühle Zwischenräume wie die Quellflächen in einem mittelwarmen See. Die Luft, Geruch, wo sie standen, schwarze Köpfe schnappen auf, Cornelius vergißt es, man sieht es, der Leichenschuppen ist baufällig, überhängendes Dach, darunter Karren, Geräte zum Besprengen des Weges, Adam wie geht es? Cornelius schaut den Himmel an, die Dunstglocke ohne Lücke, will es Abend werden oder ist es, was man mitten unter Tag Abendwerden nennt, umständlich, die Ausläufer vom Odenwald oder sonst einem Wald, kleine Schilder, auf denen die Buchstaben sich am Schwanz zerren, die Würmer vom Friedhof, dazwischen das hitzige Gestammel von stummen Leuten, schwarze Tücher, sie fahren zum Hospital, wirst du diese Fahrt bald wiederholen, deinem Freund in die Arme fallen, mit ihm angeln gehen in den Tongruben, wenn ihr übern Zaun kommt und Gottes großes Pferd den Weg nicht versperrt? Adam, behalte den Kopf oben, faltige blecherne Augen, erinnerst du dich? Er spürte, wie fromm der Irre war. Er fühlte sich abtreiben, hartnäckig schwitzendes Schaffnergesicht, das zu Hause einen Acker bestellte, es verwies, was in deinem Kopf sich breit macht, ist Gottes großer Vogel mit einer riesigen offenen Leber, treiben die Nußbäume vorbei, Grashänge, Nußbäume, deren Blätter scharf in die Sonne klatschen — mein Vater stand am Wasser und sagte d a. Das war früher, aufgeregte starre Bombenlandschaft, überall zersplitterter Frühling, Adam flog aus der Schule, nichts konnte er unterscheiden, später war es in der Glasfabrik so, der Vater stand am Wasser, Holzpantinen und nackter Bauch, er deutete nach dem Schuppen der Badeanstalt, wo der Karren stand.

Sie sollten ihn zum Friedhof schieben. Ein Kreuz war herausgewirbelt aus den laschen Fundamenten, es wird sich in einem Baum verkrochen haben, nicht weit von dem fett glänzenden Loch, das früher das Grab der Mutter war. Irgendwie waren sie zu zweit. Von weitem sahen sie schräg gelegte Bäume mit riesigen Wurzelbollen, die herausgedreht Schätze freigelegt hatten. Sie sahen von weitem in Fetzen herabhängende Friedhofsmauer, sie lief nicht weit am Grab der Mutter vorbei. Cornelius führte seinen Freund nicht hin. Sie sahen das Grab oder das Bombenloch vorher durch die aufgerissene Schlucht der Friedhofsmauer hindurch und später sahen sie es noch einmal, als sie einbogen zum Geräteschuppen. Und von hier aus konnten sie durch eine geradlinig gehauene Schneise hindurch den Engel sehen. Er stand unbeschädigt, erhöht, er stieß mit dem rechten Arm über angelegte Schwingen hinweg nach oben, er trug in der erhobenen Hand eine Palme oder ein Messer, er schaute fast senkrecht nach oben, wo fortwährend der Himmel geöffnet war, ein Loch im Himmel, Adam war es so? ein Loch in einer senkrecht erleuchteten Wolke, die rötliche Strahlen um den Engel warf, der selbst schwarz war. Und aus dem Wolkenriß schaute fortwährend Gottes großes Pferd. Ein Vogel herab auf den Engel mit offensichtlich angebrochenen Schwingen, es war das Monument eines Schotterfabrikanten, der einen Steinbruch in der Nähe betrieben hatte. Es schlug ihnen das Herz, als sie es sahen. Adam stolperte über einen Blecheimer und erschrak heftig. Es schien ihnen, als sei der rechte Arm des Engels unnatürlich verdreht, verkrampft und drohend nach oben mit einem palmenähnlichen Messer in der Hand. Der Vogel rührte sich nicht aus seinem Loch. Er schaute aufmerksam mit unnatürlich gerröteten Augen auf die Spitze des Engels und schien zu warten. Adam sagte etwas. Cornelius konnte nicht antworten. Er hielt seine Mütze mit dem Mund fest, um sich mit zwei Händen und einem Kamm zu kämmen, er war erregt, die Kopfhaut juckte.

Als man sie fragte, antworteten sie nicht. In der Nähe lagen Haufen abgewirtschafteter Pflanzen. Der sie ansprach, trug eine Blume hinter dem Ohr. Der Karren in Ruhestellung, aber Cornelius griff zu und hielt sich fest, während er die Augen verdrehte, hin auf ein grünes Jackett, das neben ihm stand und sehr faltig war. Er griff nach etwas und vergaß es. Das Kreuz der Mutter, das auf der Stirn der Mutter stand, war an eine Schuppenwand gelehnt. Es war kaum verletzt. Etwas war vom Weiß des Emailschildes abgesplittert, es trug ein großes leeres metallenes Auge. Ein faltiges Auge auf einer glatten oder kaum sichtbar zerdellten metallenen Wölbung, das Auge und schaute, wie das Kreuz schräg gestellt war, auf einen Punkt des Himmels. Man muß auf das Kreuz zugehen und es anpacken. Cornelius tritt von der Seite an das Kreuz heran und sieht an seiner Brust den Blick des Kreuzes vorbeistoßen auf eine Stelle des Himmels, im faltigen Auge selbst sieht er ein Loch im Himmel mit einem roten zerfaserten Rand, im Loch in den Augen des Kreuzes einen dunklen und schweren Körper mit roten Augen und einem langsam atmenden aufgerissenen Schnabel.

Abend — der Weg hat Zeit verbraucht. Sie schoben den Karren. Auf ihm, über die holzverkleideten Seiten gelegt, das Kreuz, das Auge des Kreuzes und in ihm gespiegelt ein Loch im Himmel, ein rotes geschwollenes feuchtes faltiges Auge und in ihm gespiegelt ein kompakter schwarzer Gegenstand, ein Tier, das sich langsam einzieht, aber deutlich sind die Umrisse zu erkennen. Die Sonne fällt und das rote Loch verschiebt sich unmerklich, etwas scheint sich einzunisten als Ei in den roten verschwommenen Hintergrund, die Sonne fällt und zwischen der zerstörten Friedhofsmauer und einem erhöhten Ackerrand wird etwas dunkler und bewegt sich. Von weitem ist es ein großes gerundetes Bild, in dessen unterem Rand zwei Gestalten sich zu bewegen scheinen. Sie schieben einen Karren. Es schiebt eine Gestalt das Fahrzeug vorwärts, während die andere an den Balken eines Holzkreuzes sich festzuhalten scheint, nicht schiebt, sondern zieht. Als Waagrechte durchschneidet fast die Hälfte des Bildes ein Ackerrand. Parallel zu ihm, tiefer, eine merkwürdige Perspektive, die Mauer eines Friedhofes, nur ein Ausschnitt von dem Teil, wo sie im rechten Winkel endet. Deutlich die Feldsteine, breite Platten, alles aufeinandergeschichtet und zwischen diesen beiden Linien bewegt sich der Karren, an ihn geheftet bewegen sich zwei Gestalten, die eine, die schiebt, etwas hinter der anderen, die zieht. Unverkennbar sind ihre Mützen, dunkle Mützen unter einem gerröteten aber schon dunklen Himmel. Unter dem Abendhimmel sind Vögel aufgescheucht, Dohlen, die paarweise fliegen und einmal näher an die beiden Gestalten herankommen, dann wieder die Luft über dem Friedhof durchstreifen. Dort ist über die Mauer hinweg eine einzelne größere Gestalt, erhoben, zu erkennen. Sie hält die rechte Hand ziemlich aufrecht, einen palmenähnlichen Gegenstand in der Hand, aufrecht, recht hoch, so hoch. Über dem Messer atmendes Gewölk, ein Vogel. Unter schwachsinnig gerötetem Himmel Dohlen in Bewegung, paarweise. Sie umkreisen immer zur Hälfte eine aufrecht stehende Gestalt, dann nehmen sie den Weg zurück — durch die Luft. So schweifen sie nie zu Ende gedrehte Spiralen, Spiralen ohne Ende. Schleifen Luft ein durch harte Kiemen.

Adam, war es so? Adam, wie geht es denn, jetzt? Man hat die Löcher zugeworfen, die Knochen poliert, aufeinandergestapelt, ein Bibelwort an den Himmel geschickt, vernäht das Zwerchfell des Himmels, aus dem der Mastdarm drängt, Gottes großer Vogel, ein Pferd, wie es der Gärtner benutzt, um den Mist herauszufahren, unruhig scheut es durch das Anstaltstor, der Direktor wollte die sanitären Anlagen herumzeigen, dort sind Pfleger beschäftigt mit den gleichen runden Köpfen, in der Nachtschicht werden ihre Augen irr und grob, runde weiche harte Hände, runde massive Fingernägel befördern die Spritzen und am Morgen steht ihr zu zwölft aufrecht im Garten, im Himmel aufrecht — Monumente . . . .

Die Anstalt stellt die Totengräber und die Träger. Es sind nur wenige Kilometer vom baufälligen Leichenschuppen bis zur Anstalt. Die Glocken der Anstalt läuten mehrere Male am Tag. Adam lupft seinen Hut, er denkt sich nicht viel dabei, aber seine sprunghafte Seele trauert tief. Seine mystische Seele, die den Haarschopf hoch in den Himmel hält, deren Schultern, Bauch, Leisten und oben der Nakken quer und tief auf der Furche knien, die Adam gräbt. Manchmal wird er in einem faltigen blechernen Auge Gottes Roß den Mist fahren sehen. Die Landschaft ist so rund wie ihre Köpfe. Wenn der Wagen oben auf der Welle fährt, ist es nicht weit vom Loch, vom Ei, vom schwer atmenden Vogel, der seine Krallen zum Schnabel führt, als fordere er zum Schweigen auf. Er sperrt den Schnabel und Adam fühlt den kalten und feuchten Riß. Ich denke, er fühlt es, als stünden seine hornigen Sohlen in Wasser, eingematscht in den Tongrund, wenn er die Angel aufrollt, als ginge es durch das Wasser hindurch dem Vogel in den Rücken. Der Direktor oder der Kaplan wird das Abendgebet anstimmen. Adam redet nicht mit, aber er sieht andächtig jeden Abend den Vogel über dem Dach, noch hinter der Sonne oder über der Sonne, der Vogel sitzt auf einem Lichtbalken in einem langsam sich zuziehenden Loch — der Abend, wenn ich in diesen Hinterhof hinein krieche, in dem sich Vögel angesiedelt haben, die ich nicht kenne.

Günter Bruno Fuchs: Berliner Haikus

Spree

Pudelnasse Ratte
sieht mit schlafenden Augen
wie ihr der Abend ins Fell kriecht.

Pinkelbude

Gestern beehrte mich
ein Brandmeister der städtischen Feuerwehr.
Er salutierte schweigend in die Runde.

Marktpferde

Ihren Feierabend
saufen die Marktpferde aus großen Wasserkübeln.
Ein Jeder mag das beliebte Erfrischungsgetränk!

Testament einer Mietskaserne

Euch allen, meine Preßlufthämmer,
euch allen vermache ich
den Morgenschlaf des ungerechten Alltags.

Taubenvernichtung

Aufgemerkt, ihr Christen! Der Ölzweig
wird künftig
aus dem Knopfloch einer Senatsweste empfangen.

Warenhaus

Eine Treppe tiefer
wird ein Ladenhüter auf Rente gesetzt
und fällt lautlos eine Treppe tiefer.

Warnung vor Badeanstalten

Die wild gewordenen Schwämme
drücken sich aus wie sanfte Rabauken:
Sowas kann ja wohl keinem was schaden!

Ministersgattin im Hotel

Nachts überkam mich die Furcht, ein Kommunist
läge unter meinem Bett. Plötzlich erschien er
als Engelsgestalt. Ich lasse mich scheiden.

Funkstreife

Danke für die Blumen. Wir Trinker
werden niemals mehr
unartig sein.

Sperlinge nachahmen

Wie denn,
erwachsene Kerle
hocken feixend im Gebüsch am Buddelplatz?

Kanalufer

Eines Laternenanzünders trauriger Großvater
starb hier im Rettungsring —
dem Schutze der Bürger empfohlen.

Mauersegler

Die Füße
meiner Jungen werden beringt. Die Arbeit
schreitet voran. Arbeit schändet.

Motorisierter [illegible]chenwagen

Der Tote mit dem
Spielkartengesicht
stellt an der Kreuzung die Ampel auf Rot.

Foto: Absag Tüllmann

Kneipentraum

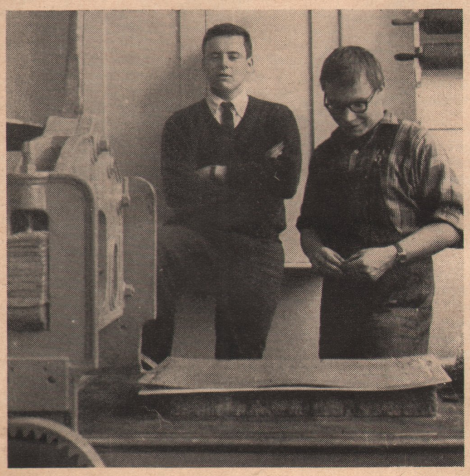
Langsam erhebt sich die Theke
und schwimmt mit dem großen Säufer davon.
Ach, wer da mitreisen könnte . . .!

Frost

Neue Firmen sind unser Stolz. Am Wannsee
eröffnet soeben
der Schlittschuhverleih Heym & Balcke.

Kopfjäger & Co.

Lithographien von Thomas Bayrle und Bernhard Jäger



BEI KOPFJÄGER & CO.

Auf einem Stapel Litho-Steine saß Kopfjäger, die Ellbogen auf die schwere Abziehpresse gestützt. Vor ihm lagen mehrere Probedrucke, die er abwechselnd aufmerksam betrachtete. Um den Hals war ihm ein weißes Laken gebunden, das nach vorn bis in die Armbeuge und über die Schulter bis zur Hüfte reichte. Hinter Kopfjäger stand Co. Co hielt in der einen Hand eine Schere und in der anderen ein Büschel Haare.
Kopfjäger & Co. schneiden sich gegenseitig die Haare.
Der eine heißt Bernhard Jäger und der andere Thomas Bayrle, und weil beide seit einiger Zeit nichts als Köpfe im Kopf haben, immerzu Köpfe malen, tuschen, zeichnen, ätzen, radieren, nennen sie sich zeitweise Kopfjäger & Co.
Tagsüber arbeiten sie in einem zum Atelier ausgebauten Wintergarten und abends meist an den Maschinen im Keller. Es ist vielleicht unwichtig zu wissen, daß ein Litho-Stein aus Solnhofener Schiefer besteht und 20 bis 100 kg wiegt, oder wie gewaltig eine Handpresse für solche Steine wirkt, aber ich war verblüfft zu sehen, mit welch irrsinnigem Aufwand an technischen Mitteln und welch handwerklichem Können die oft so hauchzarten Blätter entstehen.
Ein Lithograph ist ein Facharbeiter (Lehrzeit 3 Jahre), der auf Steinplatten mit einer Feder unter Verwendung von lithograph. Tusche, mit Fettkreide oder durch Gravieren und Radieren Zeichnungen herstellt.
Steindrucker ist ein Spezialberuf des Vervielfältigungsgewerbes, der die vom Lithographen vorbereiteten Druckplatten mittels Steindruckpresse ausdruckt (Lehrzeit ebenfalls 3 Jahre).
Thomas Bayrle und Bernhard Jäger verstehen sich aufs Lithographieren gleich ausgezeichnet wie aufs Drucken.

Wolfgang Bovelet

Jäger

Bayrle

KOPFJÄGER & CO.

Lithographien von
Thomas Bayrle und Bernhard Jäger

Jäger

Jäger

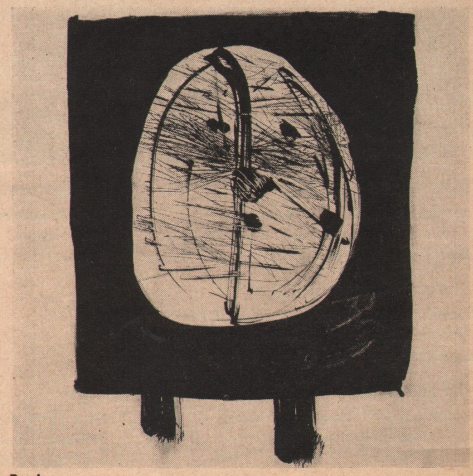
THOMAS BAYRLE
1937 in Berlin geboren
Graphische Ausbildung an der Werkkunstschule Offenbach
lebt freischaffend in Frankfurt/M.

BERNHARD JÄGER
1935 in München geboren
Studium Graphik an der Werkkunstschule Offenbach
lebt seitdem freischaffend in Bad Homburg v. d. H.

Bayrle

Gemeinsame Ausstellungen:
Kellergalerie Graphikring, Ffm.
Galerie im Centre, Göttingen.

Gemeinsame Veröffentlichungen:
„Neue Nachrichten von Gullivers Reisen“,
„Köpfe“,
beides Handpressendruck.
„Gesichter“,
Graphik in „Alphabet 1962“,
beides Eremitenpresse.
„Artistisches ABC“ mit Texten von V. O. Stomps,
„Spielbeine“ mit Texten von Uve Schmidt,
„Glas“ mit Prosa von Wolfgang Bovelet,
alle drei Gulliver-Presse.



Bayrle